

Der Junge Goethe

I. Frankfurt und Leipzig*

von

Gerhard Fricke

Wenn die wunderbare Übereinstimmung von Wesen und Geschick in Goethes späterem Dasein vor allem darauf beruht, dass er aus einem untrüglichen Instinkt nichts ergriff, was ihm nicht gemäss war, so bleibt das Symbolische seines Ursprungs, den der Anfang von "Dichtung und Wahrheit" nicht umsonst mit den Sternen verknüpft, Werk des Schicksals allein.

Thüringisch-mitteldeutsche Handwerker-, Bauern- und Kleinbürgerherkunft des Vaters vereinigt sich mit dem süddeutschen Beamten- und Akademikergeschlecht der Mutter - in einer Stadt, in der der deutsche Norden, Westen und Süden sich berühren, in deren beharrende Stadt den Stolz und die Enge des hergebrachten, in Patrizier, Bürger und Handwerker sich aufgliedernden Ständewesens fast einzig noch gegenwärtig war. So hielt die reichsunmittelbare, beharrende Stadt den Stolz und die Enge des hergebrachten, in Patrizier, Bürger und Handwerker sich aufgliedernden Ständewesens treu und durpfest, während gleichzeitig, zumal zu den Messezeiten, der moderne europäische Handel und Verkehr im Nord-Süd- und Ost-West-Austausch durch die schmalen, giebelverdunkelten Gassen flutete. Und schliesslich: welch eine Vereinigung von Gegensätzen in Alter und Wesen der Eltern! Elisabeth Textor, Tochter des höchsten Beamten der Stadt, aufwachsend in dem vornehmen, steifen, durch und durch festgelegten, traditionsgefangenen Patrizierzirkel Frankfurts wie eine Blume auf dem Felde, ursprunghaft, kindlich und fromm, mit einer fast unzerstörbaren Heilkraft ihres lau-

* Die Darstellung wird im nächsten Heft fortgesetzt.

teren jugendstarken Herzens. Es bezeugt sich am schönsten selber, wenn es noch im Alter auszurufen vermag: "Da mir Gott Gnade getan, dass meine Seele von Jugend an keine Schnürbrust gekriegt hat, sondern dass sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Äste weit ausbreiten können und nicht wie die Bäume in den langweiligen Ziergärten zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden, so fühle ich a l l e s was wahr, gut und brav ist, mehr als vielleicht Tausend meines Geschlechtes-" oder: "Ich habe die Gnade von Gott, dass noch keine Menschenseele missvergnügt von mir weggegangen ist, wess Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist - Ich habe die Menschen sehr lieb."

Es fällt auf, dass dies phantasiestarke, ursprüngliche, lebensnahe Naturkind dem abgeschlossenen Patriziat und einem alten Akademikergeschlecht entstammt, während J o h a n n C a s p a r G o e t h e als Erster aus dem Handwerkerstand, aus dem "Volke" in die Oberschicht aufsteigt, wobei doch seine schwunglos-schwere, pedantische und misstrauische Natur trotz der Vielfältigkeit seiner Bildung und seiner Interessen und des Ernstes all seiner Bestrebungen, ihn inmitten eines wohlüberlegt verwendeten Reichthums seines Daseins selten froh werden lässt. Er hatte nach Beendigung seines juristischen Studiums längere sorgfältig vorbereitete und gründlich durchgeführte Bildungsreisen, vor allem nach Italien, unternommen. Nach Frankfurt zurückgekehrt, war er willens, ein höheres Verwaltungsamt zu übernehmen. Er hatte ein beträchtliches Vermögen geerbt. Das setzte ihn instand, den Wunsch zu hegen, das erstrebte Amt ohne Entgelt auszuüben, es aber auch ohne das Risiko der sonst üblichen Wahl übertragen zu erhalten. Die Frankfurter Ratsherren aber zogen es vor, an dem herkömmlichen Verfahren festzuhalten, das entweder ein Sichheraufdienen aus unteren Stellungen oder aber Zuwahl vorschrieb. Daraufhin erwarb Johann Caspar Goethe den Titel eines Kaiserlichen Rats, der die Bekleidung eines untergeordneten Stadtamtes ausschloss und heiratete (wenngleich schwerlich nur aus diesem Grunde) die Tochter des Stadtschultheissen Textor, des höchsten städtischen Würdenträgers, wodurch er sich, als Schwiegersohn eines Ratsherrn, auch die Wählbarkeit zum Rat verschloss. So isolierte er sich selbst und zog sich beruflos auf die Verwaltung seines Besitzes und die Pflege seiner Sammlungen zurück, die, ausgedehnt und mannigfaltig, doch im ganzen mehr von Sorgfalt und "curiösem" Eifer als von einem wirklichen Verhältnis zur Kunst zeugten. Während Elisabeth Textor das

himmlische Geschenk einer unzerstörbaren Jugend zuteil geworden war, ist Johann Caspar Goethe wohl nie wirklich jung gewesen. Etwas Lastendes, und Freudloses ging von seinem hypochondrischen, früh verbitterten und reizbaren Wesen aus.

Es wäre ein müßiger und auch im besten Falle weit hinter dem Vorbild zurückbleibender Versuch, hier die einzigartige Beschreibung einer Jugend zu wiederholen, wie sie in den - sicherlich nicht erschöpfenden und nicht unstilisierten - ersten Büchern von "Dichtung und Wahrheit" zu unvergesslicher Gestalt erhoben ist. Die anmutige, schwere lose Heiterkeit dieses zugleich aus verklärender Ferne und leibhaftiger Nähe kommenden Erzählens ist nirgend "objektiver Bericht", sondern an jeder Stelle gestaltete Dichtung und macht eben dadurch die eigentliche, tiefere, allem Zufälligen entrückte Wahrheit offenbar und wirksam. In gegenständlichstes Bild und Geschehen gehüllt, werden hier Poesie und Prosa, Reichtum und Grenzen dieser behüteten, äusserlich so sorglosen Kindheit in dem stattlichen Hause am Grossen Hirschgraben gegenwärtig, das sich rückwärts an die Stadtmauer anlehnte und den Blick über die Wildnis grüner Gärten bis zu den sanften, schwingenden Höhen des Taunus freigab.

Nur an einige wenige Züge sei hier erinnert. Etwa an die ergötzliche Geschichte, wie der kleine Wolfgang, ermuntert durch den belustigten Beifall der von gegenüber mit nachbarlichem Interesse teilnehmenden Brüder Ochsenstein, die frisch auf dem Topfmarkt eingekauften irdenen Schätze des Geräms auf die Strasse wirft und durch das Klirren der Scherben wie durch das offenbare Vergnügen der Zuschauer angeregt, nicht eher ruht, als bis die ihm erreichbaren Bestände an Tellern, Schüsseln und Töpfen fröhlich prasselnd ihre Gestalt verändert hatten.

Schon sehr früh begann der Vater einen sorgfältig durchdachten, überaus gründlichen und umfassenden Lehr- und Erziehungsplan ins Werk zu setzen, zunächst allein, später mit Hilfe von Privatlehrern. So sollte der erstaunlich gelehrige Schüler schon in jungen Jahren in den vollen Besitz des ganzen Umfangs wesentlich gesellschaftlich bedingter Kenntnisse, Tugenden und Fertigkeiten kommen, mit denen Ansehen und Erfolg in der Welt der späten Aufklärung verknüpft waren. Das Kindliche freilich berücksichtigte dieses durchaus un- oder überpersönliche Bildungsziel ebensowenig wie die Entfaltung des Persönlichen und Individuellen. Von der Kleidung

und dem höflichzeremoniellen Gebahren über Art und Inhalt der Erziehung bis zum Briefstil und zum geselligen Umgang, lief alles darauf hinaus, schon das Kind möglichst frühzeitig und möglichst vollständig zum kleinen Erwachsenen zu machen, der nicht als Beginnender und Werdender, sondern tunlichst als Fertiger zu erscheinen hat. Zum Glück gab es eine Reihe von Umständen, die diesem vom Vatersystematisch geplanten, vom täglichen Verkehr mit den patrizischen Freunden und Verwandten unaufdringlich aber auch unwiderstehlich verstärktem Versuch, den Knaben und das Individuum im frühfertigen kleinen Weltmann, Kavalier und Gelehrten verschwinden zu machen, kräftig entgegenwirkten.

Da war zunächst der weitläufige Umbau des Hauses, mehr noch dann die langwierige französische Einquartierung, die den Lehrplan lockerten und dem Knaben einen Teil seiner Freiheit wiedergaben. Da war ferner die nie auszulernende Welt voller merkwürdigen und unerschöpflichen Lebens, die sich unmittelbar vor dem abgeschlossen und grossräumig sich erhebenden väterlichen Hause auf Gassen und Brücken, an Märkten und Fleischbänken auftat oder sich beim beliebten Rundgang auf der Stadtmauer dem helläugigen Blick in Höfe, Stuben und Werkstätten erschlossen. Da war allem das warme, kindlich-phantasievolle Herz der jugendlichen, den heranwachsenden Kindern fast geschwisterlich vertrauten Mutter. Hier wuchs und blühte der Traum und das Wunder. Die Gestalten aus Sage und Märchen traten hervor und wurden mächtiger als der nüchterne Alltag und die Taten und Geschicke vor allem der biblischen Helden spannten einen weiten, ahnungsvollen Himmel über das zur Hingabe, zum Erstaunen, zur Frömmigkeit so geneigte kindliche Gemüt.

Aus dem Grunde dieses eigensten Gemüts erwuchs die verschwiegene, freilich bestürzend auslaufende Opferhandlung des Sechsjährigen, der auf still in seiner Kammer bereitetem Altar mancherlei Gaben der Natur mit der Strahlenkraft der aufgehenden Sonne dem Schöpfer und Vater zur Ehre entzündete.

Und schliesslich gab es irgendwo verborgen in dem winkel- und stiegenreichen alten Bürgerhause, in der verzaubernden Aura von Dörrobst und anderen aufbewahrten Köstlichkeiten, die Welt des grossmütterlichen Puppenspiels - wie sie im Urmeister so unvergleichlich dichte und kräftige Gegenwart wird. Hier erst gewannen die eben erst kennengelernten Gestalten aus Bibel, Sage und Märchen ihre volle Wirklichkeit, hier regte Phantasie und früheste Schöpfer-

kraft und -lust die wachsenden Flügel, die sie bei den sich rasch vervollkommnenden schulmässigen und privaten Versuchen, Form und Technik, Gehalt und Gestalt der zeitgenössischen Erwachsenenpoesie der Anakreontik und des Rokoko sich anzueignen, weit weniger entfalten konnte.

Diese Reim- und Versewut schon des Knaben, die sich an der Lektüre der deutschen Poeten des Aufklärungsjahrhunderts entfachte und die ihre Erzeugnisse dann einem sonntäglichen Zirkel gleichgerichteter Knaben zur Kritik vorlegte, hat wohl zu der erstaunlichen Beherrschung der sprachlichen und formalen Technik geführt, die dann den Fünfzehn-Siebzehnjährigen plötzlich als völlig Fertigen, Ebenbürtigen unter die zeitgenössischen Poeten des deutschen Rokoko stellte. Aber sie bedeutete, wie noch näher zu begründen sein wird, keine Förderung, sondern eine gefährliche Ablenkung von seinem eigenen Wege, eine Fehlentwicklung, die, je weiter sie fortschritt, nur unter umso heftigeren, gefährlicheren inneren Krisen und Erschütterungen überwindbar war.

Man hat sich gewöhnt, Goethes Kindheit und Jugend als höchstens zuweilen durch die Gemütsart des Vaters bewölkt, im übrigen aber als phäakenhaft glücklich, durch keine Sorge, keine Entbehrung, keine Widerstände eingeschränkt zu betrachten. Das Verhältnis von Glück und Leiden ist, wie bei dem späteren, so schon bei dem frühesten Goethe verborgener und schwerer erkennbar als bei vielen Anderen. Schon Hermann Grimm hat darauf hingewiesen, wie der Kampf, den Winkelmann, Lessing, Schiller, um nur einige zu nennen, gegen übermächtige äussere Widerstände, gegen Armut, Unfreiheit, Unterdrückung führten, schwerer und leichter war als das Goethe auferlegte Geschick. Dort war es ein offener Streit gegen den eindeutigen Feind der nicht minder eindeutigen Berufung und Bestimmung, welche im tödlich ernstesten Ringen mit dem widrigen Geschick nur umso gewisser wurde. Den jungen Goethe aber nahm von Kindheit an und immer wachsend eine Welt gefangen, die mit der Selbstverständlichkeit, mit der unwiderstehlichen Überredungskraft einer reichen und ausgebildeten, ringsum herrschenden Kultur ihn umgab, die er von früh einatmete und die ihn mit tausend sichtbaren und unsichtbaren Banden sich aneignete und in sich hineinzog, gegen die er sich gar nicht zu wehren vermochte, weil sie gar kein Gegenüber, gar nichts Feindseliges und Widerstrebendes für ihn war - und die ihn doch seinem eigentlichen Wesen, seiner eigensten Berufung un-

merklich entfremdete, sein Selbst erstickte und ihn seiner Freiheit beraubte. Und dies alles, ohne dass er sich zu wehren, ja, ohne dass er überhaupt zu erkennen vermochte, was hier eigentlich geschah. Die innere Geschichte des jungen Goethe ist bestimmt durch die wiederholten Erschütterungen und krisenhaften Zusammenbrüche, in denen sich ihm selbst nach Ursprung und Tragweite kaum bewusst, -sein ihm noch verborgenes eigentliches und tieferes Selbst gegen die Überwältigung durch eine Lebens- und Kulturform erhob, der er doch auch mit einem nicht geringen Teil seines Wesens angehörte, in der er buchstäblich zu Hause war und deren überlegener und in sich vollkommener Stil ein andersgeartetes Lebensideal von vornherein auszuschliessen schien. Es wird ein Anliegen der weiteren Darstellung sein, dies hier erstmals berührte Grundthema der Goetheschen Jugendepoche zu veranschaulichen.

Nur an einige wenige Momente der in Dichtung und Wahrheit mit unvergleichlicher Gegenständlichkeit beschworenen Kindheitsgeschichte sei vorerst noch erinnert: An die anhaltende Unruhe und die Konflikte, die der siebenjährige Krieg in den gemessenen und ausgewogenen Gang des familiären und verwandtschaftlichen Lebens bringt. Der Rat Goethe und seine Kinder sympathisieren mit Friedrich - die gesamte hohe Verwandtschaft der Mutter, voran der Grossvater und hohe Würdenträger der kaiserlichen Krönungsstadt, ergreift die Partei Österreichs. Was den Vater bewog, "fritzisch" (nicht preussisch! "Was ging uns Preussen an?") zu denken? Vielleicht die alte stille Opposition gegen das regierende Patriziat, vielleicht eine Sympathie mit dem grossen Einzelgänger und Oppositionellen gegen die deutsch-europäische Staatenfamilie? Gewiss auch, zumal bei dem Knaben Wolfgang, einfach die Bewunderung des einsamen, fürstlichen Helden.

Weniger einig war sich der Sohn mit dem Vater in der Schätzung des Dichters, der zwar wie kein anderer bisher die Schranken des Jahrhunderts zerbrochen hatte, der aber vorerst für den Knaben kaum mehr als eine wunderbare Gelegenheit zu pathetischer Deklamation war: Klopstocks. Der Rat Goethe hatte, auch was die Poesie betraf, seine festen und erprobten Grundsätze. Einer von ihnen war, dass ein rechtes Gedicht sich reimen muss. Die allgemeine Bewunderung, die Klopstock fand, verstimmte ihn vollends. So hatte Wolfgang, nachdem er sein anfängliches Erstaunen, "wie ein so vortrefflicher Mann so wunderbar heissen könne", überwunden hatte,

keinen leichten Stand. Der heimlich eingeschmuggelte "Messias" eines Hausfreunds, in verschwiegener Stunde von Mutter und Kindern glühend deklamiert, half das kategorische Verbot des Vaters umgehen, bis auch dieser Betrug sich in der Selbstvergessenheit pathetischer Ergriffenheit verriet und in bedenklichstem Augenblick ans Licht brachte.

Der unvermutete Einmarsch französischer Truppen in die Reichsstadt 1759 brachte dann dem "fritzisch" gesinnten, auf Abgeschlossenheit und Alleinherrschaft in seinem Hause haltenden Rat die Einquartierung des Stadtkommandanten Grafen Thorane und damit eine Quelle immer neuer Verdriesslichkeiten und Spannungen für den "täglich mehr sich hypochondrisch quälenden" Hausherrn, deren gelegentliche Entladungen ihn fast vor ein Kriegsgericht und ins Gefängnis gebracht hätten. Umso unvoreingenommener erschloss sich der zehnjährige Wolfgang den neuen Eindrücken. Spielend lernte er die französische Umgangssprache, lernte unter der Anleitung eines jungen französischen Freundes vor und auch hinter den Kulissen des alsbald aufgetanen französischen Schauspiels die Luft des Theaters und den Geist der eleganten, formsicheren und geistreichen französischen Gesellschaftsstücke kennen. Er eignete sich in den folgenden Jahren das klassische französische Drama der Corneille, Racine, Molière bis zu den Modernen, Diderot, Destouches u.a.an. Daneben schreitet die Gesamtausbildung in den alten und neuen Sprachen, in Musik, Zeichnen, Tanz, poetischen Übungen beständig fort. Gemeinsam mit der Schwester Cornelia verfasste er, um sich das schulmässige Arbeiten an Grammatiken und Übersetzungen erfreulicher zu gestalten, einen Briefroman, der zwischen 6 Personen in 6 verschiedenen Ländern und in 6 verschiedenen Sprachen spielt. Das Jiddisch der Frankfurter Judenwinkel treibt ihn, da einmal die Lust der Sprachen in ihm erwacht ist, auch noch Hebräisch hinzulernen. Dabei tut sich von neuem - e i n Erlebniskreis unter vielen anderen - unter der Anleitung eines wunderlichen alten Originals von Schulmeister die reiche, aber mit ihren Wundern und Widersprüchen auch die ersten kritischen Fragen des Knaben herausfordernde Welt des Alten Testaments auf. Aus ihr erwächst ein erster grösserer poetischer Versuch, ein umfänglich angelegtes Josephs-Epos, das sich nach Stoff und Form wohl den von Bodmer bis Klopstock reichenden sogenannten Patriarchaden anschloss. Es ist zusammen mit Stössen früher lyrischer und dramatischer Versuche in

den Flammen geendet, denen Goethe, vor allem bei seinem Übergang nach Leipzig, seine Kindheitspoesien überantwortete.

Wir haben schwerlich viel an ihnen verloren. Es waren witzige und lehrhafte, galante und erbaulich pathetische Gedichte, dem Herkommen und Geschmack der Zeit entsprechend, der literarischen Tradition noch ganz eingeordnet, wie sie zunächst im Humanismus, dann seit Opitz und wieder seit Gottsched in Deutschland heimisch geworden war. Seit daher gehört die Fähigkeit poetischer Handhabung des Wortes und Reimes zur selbstverständlichen Ausstattung des Weltmannes und Gebildeten. Hier galt es, bei geeigneten gesellschaftlichen Anlässen den Erweis müheloser Beherrschung der Sprache, geschickter und eleganter Anwendung des Wissens, anmutiger und witziger Geschmeidigkeit des kombinierenden, einfallsreichen Verstandes zu erbringen - eine Art gymnastischer Kunstübungen des Geistes, deren Früchte dann im geselligen Kreis der Freunde, des Salons oder festlicher Öffentlichkeit geerntet wurden. Alles Persönliche, Bekenntnishafte, "Erlebte", -das, was wir seit Herder und Goethe gewohnt sind, mit dem Begriff der Dichtung, zumal der Lyrik, zu verbinden, wird hier gerade ausgeschieden, entpersönlicht, versachlicht. Es gehört der bloss privaten Sphäre an, die mit der gesellschaftlich-öffentlichen, die der Poesie eignet, zu vermischen, einen Mangel an Takt und Geschmack verriete. Poesie in diesem gesellschaftlichen Sinn einer Kunstübung galt mit Recht als lehrbar und erlernbar, was ihre Technik und Gesetzmäßigkeit wie auch das Geschick und die Übung, sich ihrer richtig und gewandt zu bedienen, anlangte. Wie sie andererseits natürlich auch des Talents nicht enttraten kann, das sich in diesem Element spielerisch-witziger, anmutiger oder erbaulicher Wortkunst mühelos und frei zu bewegen vermag.

Man hat sich gewöhnt, diese wesentlich gesellschaftlich-überpersönliche Art der Poesie, wie sie von Opitz bis Gottsched und noch ausgeprägter von der Anacreontik bis zum Rokoko herrschend war, von der späteren Genie- und Erlebnisdichtung her allzu summarisch und rasch abzuurteilen. Man übersieht dabei leicht, wie Begriff und Praxis dieser Poesie einen uns nur noch schwer vorstellbaren Grad hoher und geschlossener Kultur, sowie eine Gesellschaft voraussetzt, die noch die ganze differenzierte Welt der *F o r m* beherrscht, weil sie selber noch aus dieser Form und auf sie hin lebt. Das gibt der Aufklärung und gerade noch ihrer ästhetischen Spätform, dem Ro-

koko, für die in Deutschland ja die Musik, die Architektur, die Gartenanlagen, die bildenden Künste weit eindrucksvollere Zeugen sind als die Poesie, ihre unerhörte Überlegenheit und Sicherheit. Ist es doch im Grunde das gleiche Formgesetz, das im Dresdner Zwinger oder der Wies, in Mozarts Musik, im Schwetzingen Park oder in Wielands anmutigsten Verserzählungen lebt: diese spielende Anmut einer wesentlich intellektuellen Phantasie, in der die virtuose Überlegenheit einer urbanen Vernunft die höchstverfeinerte Sinnlichkeit umspielt, verklärt, genießt und entwirklicht zugleich und so zuletzt in freier Heiterkeit sich selber, der in ihrer Art vollendeten Humanität, ein Fest gibt.- Das war die Welt, die Goethe in Frankfurt und noch weit mehr dann in Leipzig umging, die er einatmete, die ihn nährte und bildete, die ihn nicht mit der Kette des Zwanges, sondern mit der kaum spürbaren, schwerer abzuschüttelnden sanften Gewalt des Vollkommenen, Selbstverständlichen, Bewunderten, nur zu gern und erfolgreich Geübten sich unterwarf und sein tieferes, ihm noch unbekanntes Selbst verschüttete. - Zauber und Entzauberung dieser hohen Kultur, die Goethe mit allen Blüten und Früchten wie ein Garten umgab, werden uns noch mehrfach beschäftigen. Denn Gang und Leistung des jungen Goethe vermag nur zu verstehen, wer die Welt kennt, die er um sich und noch mehr in sich zu überwinden hatte:

Von den spärlichen direkten Zeugnissen, die uns aus der Frankfurter Knabenzeit erhalten sind, ist ein Brief von Interesse, in dem der Vierzehnjährige sich um Aufnahme in einen "Tugendbund" bewarb, eine Art Club oder Verein Halbwüchsiger, gegeründet von einem gewissen Ysenburg. Darin heisst es: "... Ew. Wohlgeboren werden wissen, das wir unsere Mängel gern bedecken wenn wir einen Zutritt zu einer Person, die wir verehren, zu erlangen suchen. Ich aber habe es mit dem Freier im Raabener gemein, dass ich meine Fehler voraussage. Einer meiner Hauptmängel ist, dass ich etwas heftig bin. Sie kennen ja die cholerischen Temperamente; hingegen vergisst niemand leichter eine Beleidigung als ich. Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewöhnt, doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es bleiben lassen. Ich will mich aber gerne unter ein Regiment begeben, wenn es so geführt wird, wie man es von Ihrer Einsicht erwarten kann.. "u.s.f. - Schon diese wenigen Zeilen zeigen, mit welcher unjugendlicher, altkluger und reflektierter Sicherheit die witzig-antithetisch pointierten Stilmittel der Zeit von dem Knaben

Wolfgang gehandhabt werden. Ähnlich verhält es sich mit dem einzigen aus dieser frühen Zeit erhaltenen Gedicht, den "auf Verlangen" entworfenen "Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Christi", über die Goethe dann aus Leipzig Cornelien gegenüber seinen Ärger ausspricht, weil sie dem allgemeinen Autodafé entgangen, nun ohne sein Wissen abgedruckt würden und ihn blamierten. Diese Blossstellung kann kaum im Sprachlich-Formalen der poetischen Technik liegen, die der Dichter schon hier mit routinierter Mühelosigkeit beherrscht. Nur zwei von den sechzehn Strophen mögen eine Anschauung vermitteln:

Des Menschen Sohn steigt im Triumphe
 Hinab zum schwarzen Höllen-Sumpfe,
 Und zeigt dort seine Herrlichkeit.
 Die Hölle kann den Glanz nicht tragen,
 Seit ihren ersten Schöpfungstagen
 Beherrschte sie die Dunkelheit.
 Sie lag entfernt von allem Lichte,
 Erfüllt von Qual im Chaos hier.
 Den Strahl von seinem Angesichte
 Verwandte Gott auf stets von ihr. (Str. 7)

Es steigt ein Heulen durch die Lüfte,
 Schnell wanken jene schwarzen Grüfte,
 Als Christus sich der Hölle zeigt.
 Sie knirscht aus Wut; doch ihrem Wüten
 Kann unser grosser Held gebieten;
 Er winkt, die ganze Hölle schweigt.
 Der Donner rollt vor seiner Stimme.
 Die hohe Siegesfahne weht.
 Selbst Engel zittern vor dem Grimme,
 Wann Christus zum Gerichte geht. (Str.)

Der Einfallsreichtum in der rhetorisch-erhabenen Entfaltung eines einfachen Stoffes, wobei die Bilder entsprechend den weithin übernommenen Vorstellungen mehr tönend und gedacht als geschaut und empfunden wirken, der mühelose, jede persönliche Erschütterung fernhaltende gefällig-glatte Fluss von Reim und Vers, das waren für die Zeit des gewandten jungen Poeten ebensoviel Vorzüge. Wie denn auch dem etwas älteren Goethe nicht die Form, sondern der pietistisch-dogmatische Inhalt peinlich war, das auf Verlangen lieferbare fromme Pathos, die durch Metrum und Reim entnervten Klopstockischen oder Hallerschen Anleihen. Zweifellos lag seine früheste Poesie nicht im geistlichen Bereich, sondern im weltlichen, auf dem

Gebiet der Puppenspiell, Dramolets, Singspiele, der galanten und geselligen Gelegenheits- und Themalyrik. Als dem fast Achtzigjährigen das längst verschollene Gedicht durch einen Zufall noch einmal vor Augen kam, rief er aus: es sei voll orthodoxer Borniertheit und werde ihm als herrlicher Pass in den Himmel dienen.

Die unbedeutende Probe zeigt immerhin, wie es schon für den heranwachsenden Knaben im poetischen *H a n d w e r k* kaum noch Schwierigkeiten, kaum noch viel zu lernen gibt. Dennoch vermöchte auch bei einem wesentlich reicheren Überlieferungsstand kaum jemand bei diesen Dichtungen aus der frühesten Frankfurter Zeit aus der Klaue den Löwen zu erkennen. So wie uns etwa selbst aus den frühesten Gedichten des Karlsschülers unverwechselbar die Flamme des Schillerschen Geistes entgegenschlägt: der Atem der Leidenschaft, das widerstandslos fortreissende Tempo, die zum Unendlichen emporstürmende und schmerzlich-elegisch in die Fesseln des Endlichen zurücksinkende kosmische Phantasie. Bei überlegener Kunstfertigkeit sind die frühen Gedichte Goethes ungleich unpersönlicher, uncharacteristischer, erlebnisärmer, konventioneller.

So bietet der zwischen Knabe und Jüngling stehende Goethe der letzten Frankfurter Kindheitsjahre ein merkwürdiges und fast unheimliches Bild - blicken wir einmal nicht nur auf die patrizische Idyl-lik, die aus den verklärenden Episoden in Dichtung und Wahrheit so gern abgeleitet wird.

Dieser frühreife Knabe, der bereits die Bildung seiner Zeit in ihren wesentlichen Elementen aufgenommen hat und beherrscht, der sich mühelos die Sprachen und weithin auch die Literatur der alten wie der modernen Kulturvölker angeeignet hat, der dichtet, malt, musiziert, reitet, tanzt, - der in alledem etwas Fertiges hat, etwas Unjüngendlich-Festgelegtes, sodass man nicht sieht, wie und nach welcher Richtung es eigentlich noch weiter gehen kann über eine blosser Vervollkommnung des grundsätzlich bereits Angeeigneten hinaus. Ein Jüngling, der fertig ist, bevor er eigentlich begonnen hat. Wo in alledem ist irgend etwas von *G o e t h e*, dem *k o m m e n d e n* Goethe, dem *g e n i a l i s c h e n* Goethe der Strassburger, Wetzlarer, frühweimarer Zeit? Fast noch ein Knabe, steckt er bereits in der Erwachsenen-Mode des altklugen, durch und durch bewussten Bildungs- und Gesellschaftsmenschen der späten Aufklärung. Was wir als den "jungenGoethe" kennen und lieben, das beginnt offenbar

erst auf einer viel späteren Stufe und steht in keiner bzw. in ausschliessender Beziehung zur frühen Jugend Goethes. Wo war denn dies eigentliche Goethesche Wesen, das dem frühreifen, altklugen, hochbegabten Knaben nicht einmal ahnungsweise bekannt schien? Er bedurfte seiner nicht, um zu werden, was er geworden war. Es hätte ihn eher gehindert und aufgehalten. Lag es in schützender Dumpfheit hinter der hellen, überbewussten Vielbegabtheit und -fertigkeit geborgen? Oder war es durch die Überformung bedroht und in Gefahr, erstickt zu werden? Die fast zerstörenden Krisen und Erschütterungen, in denen es sich ankündigte und zum Durchbruch kam, scheinen für das Letztere zu sprechen.

Nur bei einer einzigen Gelegenheit, von der der alternde Goethe noch mit einer merkwürdigen Ergriffenheit berichtet, ohne die weise, überlegenen Lächelns distanzierende Art, mit der er sonst zu erzählen pflegt, wird die noch völlig überdeckte, scheinbar noch gar nicht vorhandene Wessensart *G o e t h e s* spürbar. Es ist die Episode mit dem Frankfurter Gretchen, von dem wir nichts wissen als ihren Namen, -der dann aber den Dichter begleitete von der ersten Konzeption seines mächtigsten Werkes bis zu den letzten Versen, mit denen der Greis seinen *II. Faust* abschliesst. Der Vorgang wird hier nicht nacherzählt, weil man ihn in Goethes eigener Darstellung lesen muss, mit den Vorbehalten freilich, die allgemein Goethes Selbstbiographie gegenüber statthaben müssen.

Es ist, soweit wir sehen, das zweite Mal, dass der Knabe aus der Absonderung des Familienkreises mit dem *V o l k*, seinen mittleren und unteren Schichten, in Berührung kam. Das erste Mal geschah es, als der etwa Achtjährige vorübergehend mit der Schwester *Cornelia* den Privatunterricht mit einer öffentlichen Schule vertauschte.

Goethe bemerkt dazu: "... indem man die bisher zu Hause abgesonderten, reinlich edel obgleich streng behandelten Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstiess, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeiten ermangelten, sich dagegen zu wehren." Ungleich nachhaltiger verlief das Erlebnis des *Vierzehn-Fünfzehn*jährigen, der auf irgend eine Weise mit einem Kreis leichtsinniger, weder guter noch böser, junger Leute, Schreiber, Kaufmannsgehilfen u.dgl. bekannt geworden war. Diese bestellten bei dem reinkundigen Knaben die Liebesepistel eines Mädchens, das darin ihrem Bewerber ihr Herz öffnet. Wolfgang "entwarf" auch

diese "auf Verlangen", ohne allerdings zu ahnen, dass seine neuen Bekannten nur eine Mystification und einen Schabernack einem Dritten gegenüber im Sinne hatten. In dieser Gesellschaft, mit der ihn im Grunde nichts verband, deren selbständige, ungebundene und lärmende Lebensweise ihm jedoch als frei und männlich imponiert haben mag, lernte er ein Mädchen kennen, das ihn zum ersten Male und sofort ganz gefangen nahm und um derentwillen er an jenem etwas fragwürdigen Kreise treulich festhielt.

Hier war die ganze zierlich verschnörkelte Welt der Tanzstunden und Singspiele, der Bänder und Pfänder, der geraubten Küsse und der geistreichen Galanterien mit einem Schlage verschwunden. Und an die Stelle des altklug überlegenen Spiels, das "in Gesellschaft" die unpersönliche Sinnlichkeit mit dem sie herausfordernden und zugleich witzig-überlegen bändigenden Verstande spielte, trat hier zum ersten Male das *H e r z*, die unmittelbare, leidenschaftliche Ergriffenheit des selbstvergessenen Gefühls, das alle künstlichen Sonderungen und Entgegensetzungen von Verstand und Sinnlichkeit in sich eingeschmolzen hat. So erfährt der Knabe hier, nicht lange vor dem Abschied von seiner Frankfurter Kindheit, noch dunkel und kaum begriffen, den Ruf des unmittelbaren, allgewaltigen Lebens. Es ist kein Zufall, dass sich ihm diese neue Dimension unmittelbarer und leidenschaftlicher Daseinsergriffenheit nicht innerhalb der vertrauten und wohl beherrschten Lebensformen der Gesellschaft auftat.

Als aber diese Leidenschaft, in der wir den frühesten Laut des *j u n g e n* Goethe vernehmen, gewaltsam und jäh ihres Gegenstands beraubt wird - ein entfernter Angehöriger des Zirkels geriet in den Verdacht krimineller Verfehlungen, es kam zu gerichtlichen Untersuchungen, Wolfgangs Zugehörigkeit zu dem Kreise gelangte aufs peinlichste ans Licht - als das Hinterpförtlein, das aus dem Patrizierhaus am Hirschgraben in jene kaum entdeckte Welt des Traums und des Herzens führte, klirrend zufiel und die Flut des Lebens plötzlich verebbte, da führte dieser schon in seinem Beginn erstickte erste Durchbruch zu seinem eigenen Wesen jene tiefe seelische und gesundheitliche Erschütterung herbei, angesichts derer sich weder Eltern noch Freunde Rats oder Erklärung wussten. In der seinen Angehörigen angesichts seines bisherigen Wesens unbegreiflichen, fast zerstörenden Wirkung, die dieser Vorgang auf ihn ausübte, trat zum ersten Mal der unbewusste Protest seines eigentlichen, verborgenen Seins leidenschaftlich hervor. Der Protest

dagegen, dass hier etwas zerstört wurde, was nicht zerstört werden durfte, weil es in sich selbst gut und unantastbar ist, weil es das ist, wovon und wofür wir eigentlich leben. Goethe erzählt, wie in ihm, als er so genötigt war, alle Umstände des verlorenen Glücks darzulegen, "die schmerzliche Empfindung wuchs," "so dass ich zuletzt in Tränen ausbrach und mich einer unbändigen Leidenschaft überliess", dass er sich vor Jammer nicht zu helfen wusste, sich auf den Fussboden warf, ihn mit seinen Tränen benetzte und so nach Stunden von seiner Schwester gefunden wurde. Goethe dämpft dann das Leidenschaftlich-Andringende der Darstellung, indem er das Schaugepränge und die malerischen Hauptattraktionen der Krönungsfeierlichkeiten in Frankfurt der völligen Teilnahmslosigkeit und dem Kummer des Knaben gegenüberstellt. Aber wenn er dann fortfährt: "Ich empfand nun keine Zufriedenheit als im Wiederkäuen meines Elends und in der tausendfachen imaginären Vervielfältigung desselben. Meine ganze Erfindungsgabe an Poesie und Rhetorik hatte sich auf diesen kranken Fleck geworfen und drohten, gerade durch diese Lebensgewalt Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit zu verwickeln. In diesem traurigen Zustande kam mir nichts mehr wünschenswert, nichts begehrenswert vor", so bedarf es keiner weiteren Worte, um die Nähe dieses Seelenzustandes etwa zu dem späteren Werthers spürbar zu machen. Auch handelte es sich keineswegs nur um eine flüchtige, jugendliche Erschütterung. Aus dem Wechsel von Raserei und Ermattung erwuchs eine heftige Erkrankung, deren langsame Besserung jedoch keine Heilung des trostlos verwundeten Gemüts zur Folge hatte. ".ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem grössten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so dass es durch Tränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, dass ich kaum mehr schlingen konnte und der Genuss von Speise und Trank mir schmerzlich ward, auch die so nah verwandte Brust zu leiden schien." Die ratlosen Eltern bestellten einen vertrauenswürdigen jungen Mann, der ständig in Wolfgangs Nähe blieb und dessen Geschick schliesslich die Wendung zu Heilung und Überwindung mit zu danken war.

Man kann diesen ganzen Vorgang, der sich ja noch weit heftiger und gefährlicher am Ende der Leipziger Zeit wiederholt, nur verstehen, wenn man das beklemmende Missverhältnis erkannt hat, in dem das von allen Kräften der Kultur der späten Aufklärung geformte, nahezu fertige gesellschaftliche Talent zu der dadurch völlig über-

deckten, jeder Nahrung und jedes Wachstums beraubten genialischen Tiefe seines eigentlichen Wesens stand. In der noch ganz kindlich-dumpfen und unschuldigen Liebe zu Gretchen, die sich erst bei ihrer Zerstörung ins Leidenschaftliche wandte, fühlte dies Herz sich und das Leben zum ersten Mal. Der gewaltsame Abbruch des kaum Begonnenen, dieser in den Anfängen erstickte erste Durchbruchversuch von dem, was er geworden war, zu dem was er sein und werden musste - das führte unausbleiblich eine Krise herauf, die seinen seelischen und leiblichen Organismus heftig erschütterte. Das Ursprüngliche und Echte dieser ersten Liebesbegegnung, die, solange sie sich entfalten konnte, zufrieden und anspruchslos verlief, enthüllte sich in der ohnmächtigen, schrankenlosen Leidenschaft, mit der das Herz sich höchst ungesellschaftlich, rokokowidrig, unvernünftig gegen ihre Zerstörung erhob. Diese aufflammende Leidenschaft, im eigentlichen Sinn des leidenden Ergriffenseins von einer höheren, unwiderstehlichen Macht, war der erste Goethesche Daseins- und Schicksalslaut in der Frankfurter Kinheits- und Knabenzeit. Das Feuer, das hier überraschend aus verborgener Tiefe, seiner Familie kaum begreiflich, empor, schlug, erlosch von nun an nicht mehr. Das dunkle unbewusste Ringen zwischen dem Aufbruch des jugendlichen Genius und der Lebens- und Kunstform seiner Zeit, die ihn wie mit unsichtbaren Wänden einschloss und deren virtuoser Daseinskunst mehr als ein Zug in Goethe entgegenkam, hatte begonnen. Es gibt den kommenden Leipziger Jahren den geheimen Untergrund wachsender Spannung und Erregung.

Die Erschütterung durch das Gretchen-Erlebnis bewirkte eine bleibende Umwandlung. Sie bedeutete das Ende von Goethes Knabenzeit. Das Herz, das sich in dieser ersten Neigung unbewusst zu öffnen begann, fühlt sich schmerzhaft auf sich selbst zurückgedrängt. Und in eben dieser gewaltsamen Erfahrung erwacht ein neues Selbstgefühl und stellt ihn der Welt, mit der er bisher abstandlos und vertraut gelebt hatte, fremd, einsam, unbefriedigt gegenüber. "Ich hatte jene bewusstlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem grössten Gewühl an keinen Beobachter zu denken." Er sah und empfand plötzlich die ihm bisher verborgenen, dürftig verhüllten sozialen und familiären Spannungen und Gegensätze, die ganze muffige, windstille Gedrücktheit und Enge, die über dem kleinen, beharrenden Stadtstaat lag. Er empfand plötzlich die trostlose Existenz der kleinen Leute, deren Jugend, wenn

sie einmal die Flügel regen will, nur zu Gesetzlosigkeit und Ausschweifung gedrängt wird, den ganzen stickigen, von Rücksichten, Konventionen, Argwohn und Interessen beherrschten Zustand des herrschenden Patriziats. Die mittelalterlichen Giebelhäuser lasteten plötzlich auf seiner Seele, und er begann, wie alle Einsamen, von einer unbestimmten und schwermütigen Sehnsucht getrieben, die *N a t u r* aufzusuchen, ja er begann sie allererst zu entdecken.

“Ich zog daher meinen Freund in die Wälder, und indem ich die einförmigen Fichten floh, suchte ich jene schönen belaubten Buchenhaine, die sich zwar nicht weit und breit in die Gegend erstrecken, aber doch immer von solchem Umfange sind, dass ein armes, verwundetes Herz sich darin bergen kann.” Der philosophisch und gebildet ihm zuredende Freund und Begleiter wurde ihm lästig. “Mein Herz war... zu verwöhnt, als dass es sich hätte beruhigen können: es hatte geliebt, der Gegenstand war ihm entrissen; es hatte gelebt, und das Leben war ihm verkümmert. “Seine Phantasie dichtete unwillkürlich weiter an der Gestalt, die ihm die Wirklichkeit geraubt hatte.

Und wie Goethe selber in diesen Monaten die Wälder und Höhen um Frankfurt schweifend durchzog, so griffen seine erwachten und plötzlich verwaisten Gefühle über die nüchtern und schaal gewordene Vaterstadt hinaus in eine befreiende, dämmernde Ferne. “Sie (d.i. die Gestalt Gretchens) besuchte mich oft unter dem Schatten meiner Eichen, aber ich konnte sie nicht festhalten, und ich fühlte einen gewaltigen Trieb, etwas Ähnliches in der Weite zu suchen.” In der Dämmerung der Wälder, auf der Weite der Höhen bemächtigten sich schon ossianähnliche Stimmungen seiner Seele, die, von dem Grenzenlosen der Natur zu dem unfasslichen göttlichen Geist des Alls fortgezogen, dunkel ergriffen das Erhabene fühlte, für das es in der vernunftgeformten Frankfurter Welt keinen Raum gab. Denn “so viel ist... gewiss, dass die unbestimmten, sich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet sind, das, wenn es durch äussere Dinge in uns erregt werden soll, formlos, oder zu unfasslichen Formen gebildet, uns mit einer Grösse umgeben muss, der wir nicht gewachsen sind.”

Die Möglichkeiten Frankfurts und des Vaterhauses sind für ihn erschöpft. Seiner aufbruchbereiten, vom unendlichen Drang des Lebens ahnungsvoll ergriffenen Seele vermochte selbst die Stille und Weite der Natur nicht genug zu tun. Die “unbestimmten und riesen-

haften Gefühle", die ihn bewegten, verlangten nach Wirklichkeit. Aus alledem wird überraschend deutlich, wie weit Goethe in dieser letzten Frankfurter Zeit bereits auf dem Wege zu sich selber war. Nichts scheint näher zu liegen, als dass die wechselnden Gefühle, die die Seele des Schweifenden, Einsamen, Ahnungsvollen bestürmen, sich in dichterischer Aussage verklären und stillen, dass, wenn irgendwo, dann hier der Ort ist, an dem zum ersten Mal *Dichtung* entstehen konnte und entstehen musste. Es ist bezeichnend für den tiefen Zwiespalt zwischen der Bildung, die ihn geformt hatte und in der er selbstverständlich lebte, der auch die ihm geläufige Art der Poesie zugehörte, dass diese stärksten Erfahrungen der frühen Jugend nicht zum dichterischen Wort wurden. Der Drang, zu gestalten und im Gestalteten sich zu fassen, wendete sich dem Zeichnen zu. Wesen und Formen der Poesie dagegen, wie Goethe sie als lehrhafte oder pathetische Erbauung oder als heiter-anmutige Unterhaltung, als eine sachlich nicht persönlich bestimmte gesellschaftliche Fertigkeit vorfand und übte, liessen ihn offenbar gar nicht auf den Gedanken kommen, dass derlei nur private Leiden und Erfahrungen auszusprechen, poetisch möglich und schicklich wäre.

Als die Nachwirkungen der Gretchen-Episode, deren Stärke und Dauer Goethes Angehörigen ein Rätsel blieb, gemildert erschienen, beschloss der Vater, der nicht zu stillenden Unruhe des Sohnes dadurch ein Ziel zu geben, dass er ihn zur Universität sandte. Wolfgang eigene Wünsche zielten auf Sprache und schöne Wissenschaften, eine Vereinigung von Poeten und Gelehrten, wie sie seit Renaissance und Humanismus Tradition war. Das hätte ihn zugleich von der bedrückenden Aussicht befreit, dem Frankfurter Beamtenpatriziat sein Leben verschreiben zu müssen. Für den Vater aber kam nur das juristische Studium in Betracht und als Universitätsstadt nicht das philologisch-provinzielle Göttingen, sondern Leipzig, das schon seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert und dann seit Gottsched, Gellert u.a. zum Mittelpunkt feiner bürgerlicher und gelehrter Kultur geworden war, gleichzeitig eine der wenigen Hochschulen mit verhältnismässig gesittetem studentischem Leben. Im Herbst 1765 bricht der sechzehnjährige Student auf. "Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergritter durchfeilt hat, kann nicht grösser sein als die meine war, indem ich die Tage schwinden und den Oktober herannahem sah." Er ahnte nicht, dass er sich in ein nur noch unwiderstehlicher bindendes und

festhaltendes Gefängnis begab, dass er sich in Leipzig vollends der überlegenen Verstrickung durch das aufgeklärte Rokoko in seiner üppigsten, modernsten verfeinertsten Spielart aussetzte, wie, sie das sächsische "Klein-Paris", seit einem halben Jahrhundert in Deutschland Mass und Mitte der Mode, der feinen Sitte und der urbanen Kultur, entwickelt hatte.-

"Ein eingewickelter, seltsamer Knabe"- so traf Goethe nach seinem eigenen Wort in Leipzig ein. Mit Bewunderung und Hochgefühl bog er aus den winkligen und dumpfen Gassen Frankfurts in die breiten, von zierlichen Figuren und wohlverschnittenen Hecken geschmückten Leipziger Promenaden, in die von hohen modernen und ebenmässigen Häusern umsäumten lichten Plätze und Strassen, auf denen sich eine heitere, gesellig-geistreiche Gesellschaft, modisch gewandet, in den zierlichen und galanten Formen eines virtuosen Lebensstils mühelos bewegte.

Leipzig erschien auf den ersten Blick als das völlige Gegenstück zu Frankfurt. Schon das Stadtbild: dort mittelalterlich abgeschlossen und zusammengedrängt, mit dem Reichtum aber auch der Last einer grossen Vergangenheit, hier eine junge, traditionslose Stadt, frei in die Ebene hineingebaut, modern, seit einem halben Jahrhundert die in Sprache und Literatur, Wissenschaft und Mode tonangebende Mitte Deutschlands, durch seine Messe zugleich ein Treffpunkt europäischen Handels und Verkehrs. Vor allem der Platz, an dem am folgerechtsten französische Literatur, Umgangsform und Mode übernommen und in deutsches Rokokobürgertum umgesetzt wurde. Aus dem *homme de court* ist hier der galant *homme* geworden, in der Kleidung mit grösster Sorgfalt der letzten Mode ergeben, zierlich, wenn nicht geziert einerschreitend, Komplimente und graziöse Umgangsformen in allen Nuancen beherrschend und diese Kunst selber mitgeniessend, sodann ein müheloser Meister der Konversation, sei es der witzig-ironischen, sei es der moralisch-empfindamen, derlei gesellschaftliches Ballspiel in Salons und auf Promenaden fleissig übend, dazu Schöngeist, der in der neuesten Literatur zu Hause ist, selber auch wohl in der Lage, Huldigung oder Spott in einige leichte, in blitzender Pointe endende Verse zu formen -so bewegt sich diese Gesellschaft (denn der Einzelne für sich bedeutete nichts) gleichsam in tänzerischem Spiel um die Liebe als ihre bewegende Mitte. Die Liebe in ihrer "galanten" Form, in der die weithin verselbständigten Partner: Sinnlichkeit und

Sitte, Gelüst und Verstand, Genussucht und "Tugend" ihr ernsthaftes und beschwerliches Gegeneinander gleichsam in ein Ballett auflösen, das alle Wirklichkeit in anmutigen Schein verwandelt und dessen heitere, von ästhetischer Vernunft diktierte Regeln nun mit dem Ernst des echten Spiels eingehalten und bewacht werden.

Welch ein zunächst fast betäubender Wandel der Lebensform von dem plötzlich geradezu provinziell erscheinenden Frankfurt zum weltstädtischen Leipzig! Dennoch, im Entscheidenden, im "kulturellen Klima" waren die gleichen formenden und stilbildenden Kräfte wirksam. Nur dass sie in Leipzig -ohne die historisch-patriarchalisch-konservativen Tendenzen Frankfurts-reiner und vollkommener entwickelt waren. Ein kultureller Spätzustand, in dem die Natur völlig von der Kunst, ja von der Künstlichkeit, und die Unmittelbarkeit des Lebens von der distanzierenden und reflektierenden Bewusstheit verzehrt waren.

Die überlegene, selbstgewisse, heitere und geistreiche Aura der Stadt mit der mühelosen Eleganz ihrer Formen und Formeln nahm Goethe zunächst schnell gefangen. Dass der Weg von den Taunushöhen und Eichenhainen, in denen sein leidenschaftliches Herz mit "unbestimmten und riesenhaften Gefühlen" einer ahnungsvollen Ferne entgegenschlug, in die Leipziger Salons, Theater und Promenaden eine Sackgasse war, das empfand er zunächst kaum, überwältigt von der Sicherheit und Geschlossenheit der scheinbar neuen Welt, die sich vor ihm auftat. Bestürzt erkannte er, dass er, in Frankfurt seinen Gefährten überlegen und von ihnen anerkannt, hier nicht mehr galt als jeder beliebige, ja eher weniger. Denn in Kleidung, Sprache, Umgangsformen erwies er sich vor den Leipziger Kennern und Kritikern rasch als belächelnswert provinziell, rückständig und ungewandt. Und wenn sein Ehrgeiz nun darauf ausging, zu beweisen, dass er im galanten, weltmännisch-modernen Lebensstil sich von niemandem übertreffen lasse, so musste diese Anstrengung des "Verstandes und des Witzes" notwendig auf Kosten seines Herzens gehen, auf Kosten der Kräfte, die gerade erst dunkel und ungewiss in ihm erwacht waren. Noch einmal machte er den Versuch, seine erwachende eigentliche Natur zurückzudrängen und sie der intellektuellen, witzigen, ironisch-bewussten Lebenskunst des Rokoko unterzuordnen.

Erstaunlich rasch vollzog sich der Übergang aus der gemessen-gravitätischen Frankfurter Perrückenwelt in die graziöse, spielerisch-

frivole Leipziger Zopfwelt. Die solide hausgeschneiderte Gewandung, die ihm sein Vater reichlich und aus bestem Stoff mitgegeben hatte, wurde gegen solche der letzten Leipziger Mode eingetauscht. Er gewöhnte sich die pretiösen Gebärden welche die Leipziger Salons und Flirts und galanten Poesien verlangten. Er gab sich die grösste Mühe, seinen rheinhessischen Dialekt, seinen von volkstümlichen Sprichwörtern, der kernigen Kraft der Bibelsprache, dem urwüchsigen Deutsch seiner Mutter sich nähernden Sprechstil in den glatten, abgeschliffenen, spitzlippigen Salon- und Konversationston umzuwandeln.

Aber eben der ungestüme Ernst, mit dem er in Kleidung, Sprechweise und Gebährn sich in den frivolen, witzig und preziös sich vorführenden Weltmann verwandelt, hindert ihn, den Modeton wirklich zu treffen. Denn der schloss ja gerade - vordergründig wie hintergründig - jeden Ernst aus, verhüllte seine innere Kraftlosigkeit in ein virtuoseres Formenspiel und erhob den sittlichen Unernst und die Unentschiedenheit zur gesellschaftlichen Tugend. Lächelte man vorher über sein Provinzlertum, so schüttelte man jetzt den Kopf, weil er immer alles um einen Grad zu ernst und zu heftig betrieb und übertrieb: in der Kleidung etwas zu modern, in den Gebärden etwas zu gekünstelt, in der Konversation etwas zu geistreich und pointiert. Ein dreiviertel Jahr nach ihm traf sein Frankfurter Freund Horn in Leipzig ein und berichtete über Goethe: "Das ist noch immer der stolze Phantast, der er war, als ich herkam. Wenn Du ihn nur sähest, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von einem so närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet... Er hat sich (bloss weil es die Fräulein gern sieht) solche porte-mains und Gebärden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist." - Auch wenn man bei diesem Brief nicht wenig der übertreibenden Sensationsfreude des jugendlichen Berichterstatters zugute hält, und auch wenn man Goethes Erklärung seines Gebahrens hinzunimmt, dass er nämlich jedermann durch übertrieben kavaliersmässiges Auftreten und eine ihn scheinbar ganz beschäfti-

gende Courmacherei von seiner erwachenden Neigung zu dem standesungleichen und unbemittelten Käthchen Schönkopf ablenken wollte, (was ihm, wie Horns Schilderung zeigt, auch trefflich gelungen wäre)- so bleibt sein heftiges Bemühen, sich den feinen Leipziger Lebensstil anzueignen, bestehen und der innere Widerstreit, in den ihn seine Leipziger Existenz führen musste, wird spürbar.

Nicht zufällig greift er sich - unter so vielem Möglichen - Corneilles "Menteur" heraus, um ihn als "Lügner" in freier Nachdichtung zu verdeutschen. Das Wenige, was uns erhalten ist, trifft die Leipziger Situation verblüffend genau: Dorant, ein junger Provinzler, kommt zum Studium nach Paris, gibt diese Absicht aber praktisch auf, um nun als "Kavalier" aufzutreten.

"Der Übergang ist schnell, unglaublich scheint er mir,
Noch gestern ein Student und heut ein Kavalier.
Doch wird mir bange, dass ich mich verraten könnte.
Betrachte mich einmal, seh ich wie ein Studente?
Denn, Cliton, zeigt ich mich hier in der Tuillerie,
Dem Land der grossen Welt und der Galanterie
Nur einmal schülerhaft, beleidigt ich die Mode
Mit einer Kleinigkeit, ich grämte mich zu Tode..

Zugleich holt der Übersetzer erbarmungslos die frivole Nichtigkeit, das Greisenhafte und Kraftlose heraus, das sich hinter dem weltmännischen Zynismus verbirgt. Der Student erkundigt sich bei seinem Ratgeber, wie es um die Möglichkeit einer galanten Eroberung stehe. Der grosstädtische Freund beruhigt ihn sofort: er werde ohne Mühe ein Mädchen finden, das ihre Strenge tagsüber verbrauche-aber hier unterbricht ihn der Adept:

" Du wirst dich sehr betrügen,
Bekanntschaft wünsch ich nur, mich manchmal zu vergnügen.
Wenn man ein bisschen liebt, wird man gesellschaftlich,
Wird andern angenehm und unterhält auch sich -"

Auf so etwa Ernsthaftes wie eine regelrechte Liebschaft habe er es gar nicht abgesehen. Da läge seine "schwache Seite" nicht. Aber das Mädchen gehöre nun einmal zu den Requisiten des weltmännischen Auftretens. Der Freund und Kenner rät ihm nun:

"Am besten wählen Sie zu einem solchen Scherz
Ein Herz voll Ehrbarkeit und doch ein zärtlich Herz,
Ein Frauenzimmer, das die Tugend zwar verehret,
Allein dem Liebsten auch nicht alle Freude wehret."

Der Student versteht. Ähnlich hat er es in seinem Heimatort auch gehabt. Nur:

„Man lebt nicht hier und dort nach einerlei Methode,
Was dort bewundert wird, ist hier schon aus der Mode,
Man denkt, man handelt hier, man redet nicht wie dort,
Und einen Neuling stürzt ein unbesonnen Wort.
Ein jeder ist galant, und unter solchen Leuten,
Wenn man nicht ist, wie sie, kann man nicht viel bedeuten.“

Der Sachverständige beruhigt ihn. Auch in Paris werde mit Wasser gekocht. Im Grunde käme es auch hier letztthin auf den Geldbeutel und eine gewisse elegant-diskrete Art, mit ihm umzugehen, an.

Das Übersetzungsfragment zeigt, wie Goethe die psychologische und moralische Klaviatur des in Leipzig tonangebenden Gesellschaftstyps schon völlig beherrscht; wie er seine Sprache zu der pointierten leichten und beweglichen Kürze konzentriert und durchrationalisiert hat, die ihm als eigentlich neue Aufgabe in Leipzig entgegentrat. Statt des wort-, bild- und strophenreichen Ausmalens: eine gedrängte, epigrammatische, zu Antithese, Sentenz, Pointe strebender, bei aller Knappheit zierlich leichter, tänzerischer Stil. Goethe kann das alles. Aber gerade das Lügner-Fragment zeigt, er vermag im Rokoko nicht aufzugehen. Er verrät es, indem er es zu ernst nimmt. Er entlarvt es, indem er es vollkommen gestaltet. Anstatt sich mit dem Als-Ob dieses überlegen und heiter geniessenden In-den-Tag-Lebens zufrieden zu geben und einfach mitzuspielen, zeigt Goethe plötzlich die üble Kehrseite dieser selbstgewissen und eleganten Taktik des wahren Genusses. Er enthüllt, - zunächst noch ohne Absicht - die innere Wirklichkeit hinter dem modischen Kostüm. Er geht in der dramatischen oder lyrischen Aussage gleichsam immer wieder einen Schritt zu weit und verrät dabei die nackten Spielregeln dieser auf brüchig gewordenem Grund nur vom Schein lebenden, nur noch von der vis inertiae zusammengehaltenen Gesellschaft, die, unfähig in Leidenschaft und Hingabe, in gut oder böse zur Wirklichkeit, zur Fülle, Kraft und Wahrheit des Lebens vorzudringen, geniesserisch und witzig nur um sich selber kreist. Diese höhnische, fast nihilistische Entlarvung drängt sich geradezu als das Entscheidende auf. So eröffnet der "Lügner" jene Gestaltenreihe der gebrochenen und unwahren Lebenskünstler, deren virtuoser Kultur, deren Fähigkeit zu lebenswürdigem und geschmackvollem Lebensgenuss ein innerer Mangel an Kraft, an Ernst, an Cha-

rakter entspricht. Sie führt über Weislingen, Clavigo zum Ferdinand in der "Stella" und beweist, dass Goethe hier keineswegs nur von aussen eine ihm fremde Welt spiegelt, sondern dass er hier eine Möglichkeit gestaltet, die a u c h eine eigene Anlage und Versuchung war und blieb. Wie hätte er sie sonst in Leben und Dichtung so darstellen können? Und wie hätte es anders sein können? War er doch von Kind an bis zu seinem 20. Jahr nahezu ausschliesslich von ähnlichen Bildungsmächten umgeben, wie sollte nicht etwas von ihm dieser Welt angehören, neben der es eine andere für ihn zunächst gar nicht gab. Und selbst wenn er das Brüchige und Matte an ihr lebhaft empfand, so blieb er ihr doch einverleibt und sah keinen anderen Weg als den, der durch sie hindurchführte. -

Nur an Weniges sei zu Goethes Verhältnis zu Wissenschaft, Literatur und Kunst in Leipzig erinnert.

Seinen Plan, dem väterlichen Wunsch entgegen statt Jura Altertumswissenschaften zu studieren, gab er infolge des Widerspruchs, den er bei ihm empfohlenen akademischen Beratern fand, gleich anfänglich wieder auf. Der erste Eindruck des akademischen und professoralen Daseins war imponierend - "Sie können nicht glauben, was es eine schöne Sache um einen Professor ist. Ich bin ganz entzückt gewesen, da ich einige von diesen Leuten in ihrer Herrlichkeit sah," heisst es in einem Brief aus den ersten Leipziger Tagen an den Vater. Aber diese Bewunderung wich rasch einer wachsenden Ernüchterung und Enttäuschung. Die juristischen Vorlesungen waren unergiebig und langweilig, erbrachten zudem kaum etwas, was ihm nicht schon auf Grund der väterlichen Anleitungen bekannt war. Er vernachlässigte sie immer mehr und gab sie schliesslich völlig auf. Die Begegnung des jungen Goethe mit dem alternden Gottsched, der, noch immer ein kräftiger, ja hünenhafter Mann, erst in den sechziger Jahren stand und - einst der diktatorische Reorganisator des deutschen Schrifttums - nur noch wie ein Grabmal seiner selbst wirkte, diese Begegnung bewegt durch das zugleich Komische und Grausam-Unerbittliche, das sie in Goethes Schilderung erhält.

Aber auch mit Gellert, dem noch immer berühmtesten Lehrer der Leipziger Universität, von dem um die Mitte des Jahrhunderts wohl die stärkste Wirkung auf das deutsche Bürgertum ausgegangen war, kam es zu keiner fruchtbaren Berührung. Bei dem Kränkeinden, früh Alternden wurde die Empfindsamkeit zur Larmoyanz,

das sittlich-fromme Grundgefühl zum frömmelnd-moralistischen Eifer. Der Lehrer der Poetik misstraut jetzt jeglicher Poesie, warnt vor ihr und rät zur Prosa. Goethe hatte bei seinen literarischen Stilübungen wenig Glück mit ihm, noch weniger bei seinen Besuchen, die Gellert vor allem zu Erkundigungen über Kirchenbesuch und sittlichen Lebenswandel benutzte. Da er auch sonst kaum fand, was ihn zu fördern vermochte, verlor die Universität schliesslich jede ernstere Bedeutung für sein Leipziger Dasein.

Anhaltender machte Goethe eine andere Enttäuschung zu schaffen. Seine eigenen poetischen Leistungen wurden von den Leipziger Kunstrichtern als unzulänglich und fehlerhaft verworfen. Noch mehr: die bisher von ihm selbstverständlich anerkannten Poeten der Aufklärung und der Anakreontik galten hier allgemein als überholt und rückständig. Mit seinem Selbstvertrauen kamen ihm zugleich alle bisherigen Masstäbe ins Wanken, ohne dass ihm andere, überzeugendere erkennbar wurden, ja, ohne dass er auch nur einzusehen vermochte, inwiefern seine Arbeiten schlechter oder auch nur wesentlich anders geartet seien, als die zur Zeit in Leipzig anerkannten und gepriesenen. Tatsächlich bestand ja auch gar kein wirklicher Unterschied, weder im Begriff noch in der Technik der Poesie, es sei denn, dass in Leipzig, unter bestimmenderem französischem Einfluss, ein noch intellektuellerer, pointierterer und gedrängterer, zugleich aber leichter, spielerischer Stil bevorzugt wurde, als er der poetischen Tradition und Übung in Deutschland entsprach. Im Grunde war man in Leipzig auch der Poesie gegenüber in eine unfruchtbare und ausweglose Lage geraten. Skepsis und Kritiksucht überwogen durchaus die produktiven Kräfte. Die bisher anerkannten deutschen Dichter wurden verworfen, aber niemand vermochte wirklich Besseres zu leisten oder zu sagen, welcher Weg vorwärts und hinaus führte.

Goethe erschütterte diese Erfahrung mehr als die Enttäuschung über die akademische Wissenschaft. Was er bisher geleistet, erschien ihm plötzlich als beschämend unbrauchbar. Da er nicht einmal sicher zu erkennen vermochte, wo das Bessere lag, sah er auch keine Möglichkeit, es sich anzueignen. Vielleicht fehlte ihm überhaupt das eigentliche poetische Talent? Die Folge solcher Zweifel war die Einäscherung seiner vorangegangenen poetischen Arbeiten und ein langes Stocken seiner Produktion. Ein Brief an den Frankfurter Freund Riese vom Ende April 1766, also ein halbes Jahr nach seiner

Ankunft in Leipzig, ist aufschlussreich. (Die Briefe an die Schwester Cornelia, an Zahl weit überwiegend, sind teils lehrhafte, teils amüsantwitzige Conversation, Stilübungen mit poetischen Einlagen und allerlei metrischen Experimenten, wobei er zugleich seine Fertigkeit, auch in französischer und englischer Sprache zu plaudern und zu dichten, vorführte. Da diese Briefe offenbar durch die Hand des Vaters gingen, sind sie entsprechend harmlos und heiter-zuversichtlich abgefasst und enthalten nur wenig unmittelbare Zeugnisse zu Goethes innerer Geschichte in Leipzig.) In dem Brief an Riese ruft Goethe aus: "einsam, ganz einsam-", auch die Natur, in die er sich flüchtet, vermag seine Sehnsucht nicht zu stillen. Denn diese Sehnsucht ist nicht mehr ahnungsvoll der Zukunft, sondern elegisch dem Vergangenen und Verlorenen zugewandt, und so vermag auch die Natur nur die Farbe seiner Trauer anzunehmen, zu trösten vermag sie nicht. Den eigentlichen Grund seiner Niedergeschlagenheit spricht er dann in fünffüssigen Jamben aus, wobei er das persönliche Bekenntnis durch die poetische Form dämpft und vermittelter macht. Da heisst es:

"Du weisst, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte...
 Wie sehr ich (und gewiss mit Unrecht) glaubte,
 Die Muse liebte mich...
 Ich fühlte nicht, dass keine Schwingen mir
 Gegeben waren, um emporzurudern.
 Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
 Niemals gegeben würden. Doch
 Glaubte ich, ich hab sie schon und könnte fliegen.
 Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
 Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
 Der grossen Männer sah und erst vernahm,
 Wie viel dazu gehörte: Ruhm verdienen....."

Gedeihlich und von wirklichem inneren Gewinn waren für Goethe eigentlich nur die Stunden, die er in der Familie und der Werkstatt des Kupferstechers Stock (von dessen beiden Töchtern heiratete später die eine den Konsistorialrat Körner, die andere war mit dem Schriftsteller Huber verlobt und so gehörten beide zu dem engsten Leiziger und Dresdner Freundeskreis Schillers, der ihm die Flucht aus dem Mannheimer Elend ermöglichte), sowie des Malers Öser, des Leiters der Leipziger Malakademie. Hier fand er offene, herzliche und tüchtige Menschlichkeit. Und hier konnte er eine Anlage, die gewiss nicht seine eigentliche war, Werkstatt des Kupferstechers Stock (dessen beide Töchter heirateten

später den Konsistorialrat Körner und den Schriftsteller Huber und gehörten so zu dem engsten Leipziger und Dresdner Freundeskreis Schillers, der ihm die Flucht aus dem Mannheimer Elend ermöglichte), sowie des Malers Öser, des Leiters der Leipziger Malakademie. Hier fand er offene, herzliche und tüchtige Menschlichkeit. Und hier konnte er eine Anlage, die gewiss nicht seine eigentliche war, die aber doch in einem tieferen Zusammenhange mit seiner augenhaften Welterfassung, seiner Ehrfurcht vor dem Gegenstand und der Fähigkeit, Gestaltetes hervorzu bringen stand, - hier konnte er seiner Neigung zur bildenden Kunst nachgehen und an begrenzten, gegenständlichen Aufgaben wachsen und lernen.

Öser, bedeutender in seinen ästhetischen Ideen als in seinem künstlerischen Werk, Freund und enthusiastischer Verehrer Winckelmanns, verkündete seinen Schülern in Übereinstimmung mit diesem grossen Wiederentdecker der Antike und wohl schon vor ihm, die Abkehr vom Bombast des Barock und der Schnörkelkunst des Rokoko und die Hinwendung zur Einfachheit, Stille und Schlichtheit klassisch-antiker Form. Noch aus Frankfurt schrieb Goethe ihm später: "Was bin ich Ihnen nicht schuldig..., dass Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben... Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiss, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, dass die Werkstatt des grossen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen, des Kritikers." Und zur gleichen Zeit schrieb er an Ösers Tochter Friederike: "... Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still... Ich danke es Ihrem lieben Vater. Er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet."

Aber selbst diese Stunden waren wohl Erholung und Gewinn, waren ein frischer Lufthauch in der abgeschlossenen Treibhausluft des Leipziger Daseins, aber das **B r o t**, das er zum Leben brauchte, waren sie nicht.

Richten wir schliesslich noch den Blick auf den inneren, persönlichen Kreis, so sind unter den zahlreichen Freunden, Freundinnen und Bekannten, mit denen Goethe umging, eigentlich nur zwei Menschen nicht fortzudenken: Käthchen Schönkopf, sein Mädchen, und Behrisch, sein Freund. In den Beziehungen zu ihnen, in den Dichtungen und Briefen, die aus diesen Beziehungen erwachsen - sofern sie

erhalten sind - spiegelt sich am wesentlichsten sein Zustand und seine Entwicklung auf dieser Stufe.

Käthchen, die Tochter des Weinhändlers und Gastwirts Schönkopf, bei dem Goethe mit einer Anzahl von Freunden zu essen pflegte, ist uns über den allgemeinen Eindruck einer jugendlichen, liebenswürdigen und heiteren Anmut hinaus ganz undeutlich geblieben. Goethes Worte aus Dichtung und Wahrheit: "meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Ännchen übertragen, von der ich nicht mehr zu sagen wüsste, als dass sie jung, hübsch, munter, liebevoll, und angenehm war", sind nicht geeignet, bestimmtere Vorstellungen zu erwecken. Und wirklich kommt es bei ihr schwerlich auf das unverwechselbare So und nicht anders ihres Wesens an, sondern einfach darauf, dass es gerade ihre jugendliche Anmut war, von der Goethes Liebesdrang ergriffen wurde. Das schmale Gedichtheft, das ihren Schäfernamen Annette trägt, aber auch das Schäferspiel "Die Laune des Verliebten" entstanden im Bereich dieser Liebesbeziehung. Dabei sind diese Dichtungen natürlich gleichzeitig Versuche, die Frankfurter Dichtart zugunsten der bereits mehrfach charakterisierten in Leipzig erforderlichen zu überwinden.

• Es mag geboten sein, hier an einige Merkmale der deutschen Anakreontik und Rokokopoesie, wie sie von Hagedorn und dem jungen Lessing an bis zu Gleim, Uz, Jacobi, Wieland in Blüte stand, zu erinnern. Zunächst gehört dazu die säuberliche Trennung von Kunst und Wirklichkeit, von Poesie und Existenz. Die schon aus der Lyrik des Humanismus und des Barock bekannte Versicherung, es handle sich lediglich um imaginäre Übungen des Witzes und der Phantasie, das Papier möge brennen, das Herz des Poeten dagegen bleibe ganz unangefochten, wird vom Rokoko, diesem verdünnten, verzierlichten, verniedlichten Barock, wieder aufgenommen, Gleim beschwört in seiner Vorrede zu dem "Versuch in scherzhaften Liedern" den Leser: "Schliasset niemals aus den Schriften der Dichter auf die Sitten derselben. Ihr werdet euch betrügen, denn sie schreiben nur, um ihren Witz zu zeigen und sollten sie auch dadurch ihre Tugend in Gefahr setzen. Sie characterisieren sich nicht, wie sie sind, sondern wie es die Art ihrer Gedichte erfordert, und sie nehmen das System am liebsten an, welches am meisten Gelegenheit gibt, witzig zu sein." Ähnliche Versicherungen finden sich bei Lessing und den meisten anderen.

Es fehlte dem deutschen Bürgertum an den Voraussetzungen,

wie sie etwa Frankreich in der Struktur seines Geistes und dem Dasein einer mächtigen höfischen Gesellschaft besass, aus welchen beiden Bedingungen der Stil des Rokoko als eine echte Kultur der Form, des Masses und der heiteren, gesetzgebenden Vernunft erwuchs. Das deutsche Bürgertum erscheint daneben gedrückt, dumpf, spiessig, seine poetischen Vertreter vereinzelt, ohne öffentliches Gewicht, die Unmassgeblichkeit ihrer Person und den unernsten Scheincharakter, das Illusionäre ihrer Kunst ängstlich betonend. Vernunft und Tugend - auf diesen "moralischen" Bereich war das von aller aktiven Gestaltung der Wirklichkeit ausgeschaltete deutsche Bürgertum verwiesen. Hier waltete in der Praxis des bürgerlich-privaten Lebens ein etwas muffiger Ernst und stickige Strenge. Die verdächtige Verkündigung heiteren Lebensgenusses, wie sie die Poesie betrieb, konnte sich nur als Scheinwelt ausdrücklich illusionären, rein "literarischen" Charakters ü b e r dieser Wirklichkeit ansiedeln. Jede Wechselwirkung zwischen Poesie und Realität war verpönt. (Dass sie doch nicht auszuschliessen sei, war der Verdacht aller ernsthaft Tugendhaften und der Grund von Gellerts Absage an die Poesie). So schuf der Poet - nicht getragen von einer gesellschaftlichen Wirklichkeit und nicht für sie - vielmehr einsam am Schreibtisch sitzend, eine schäferliche Welt unbeschwerten ästhetisch frivolen Lebensgenusses, die als ein reines Phantasma, als Gelegenheit, Verstand, Witz und Verstechnik zu üben, beziehungslos über der von gänzlich anderen Mächten bestimmten bürgerlichen Gesellschaft schwebte. Dass an einzelnen Höfen und in einzelnen Kreisen, so gerade in Leipzig, das Rokoko g e l e b t wurde, Poesie und Wirklichkeit sich zu einem Lebensstil verbanden, schwächt die allgemeine Gültigkeit dieser Feststellung nicht ab.

Wovon handelt nun diese Dichtung? Ihr Ziel ist der Genuss. Wobei unter Umständen erst entschieden werden muss, welches der höchste und dauerhafteste Genuss ist. Die Aufgabe besteht etwa darin, eine bestimmte erotische Situation im Sinne dieses Ziels musterhaft und geistreich zu bestimmen. Das Ergebnis drängt zu einer Pointe oder Sentenz. Die "Kunst, die Spröden zu fangen", die Technik, Männer durch halbes Gewähren und halbes Versagen zu beherrschen, die Frage, ob es Genuss und Glück nicht erhöht, wenn man sich auf halbem Wege zu zähmen weiss, und die "Tugend" nicht völlig preisgibt, - das sind typische "strategische" Probleme im erotischen Kleinkrieg, neben dem es nichts anderes im Leben zu geben

scheint. Wo das Mädchen widersteht, da hat das wenig mit Sittlichem und Persönlichem zu tun, sondern mehr mit vernünftigen Bedenken, im sinnlichen Augenblick zu versinken, weil das gesellschaftliche Hernach beständig bewusst bleibt. So ist die Tugend viel weniger eine persönlich sittliche als eine durch die gesellschaftliche Sitte begründete und um ihretwillen gefürchtete Macht. Demgegenüber zielt die bewusste Taktik des Mannes darauf hin, die Sorge vor der über die "Tugend" wachenden Gesellschaft vergessen zu machen und den sinnlichen Augenblick unwiderstehlich werden zu lassen. Im Grunde ist das Ganze ein durchaus unpersönliches, von "Liebe" als dem schicksalhaften Zueinandergehören eines Ich und eines Du weit entferntes raffiniertes Kriegsspiel zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, zwischen skrupellosem Glücksverlangen des Einzelnen und der auf ihre Ordnungen und Gesetze bedachten Gesellschaft, zwischen der Lust, die den Augenblick will und der Überlegung, dass jeder Augenblick ein Nachher hat.

Gerade der Reiz dieser Poesie, die spielende Überlegenheit, mit der der Witz, der reine Intellekt, seinen Gegenpol, die reine Sinnlichkeit, umkreist, beleuchtet, steigert, um selbst auf ihrem Gipfel noch lächelnd seine Überlegenheit zu wahren, die Bewusstheit, mit der hier das Unbewussteste isoliert, durch die Reflexion eingekreist und zum Gegenstand des Genusses gemacht wird, darin hat man immer wieder das zugleich Lüsterne und Kraftlose dieser Poesie empfunden. Tatsächlich sind nicht nur die Goetheschen Zwiespaltmenschen, die Weislingen, Clavigo bis zum Faust, sondern noch mehr die späteren "Zerrissenen" der Romantik, die Lovell, Godwi und Riquairol legitime Erben dieses Geistes des Rokoko. Sie l e b t e n als genialische Einzelne - ohne das mächtige Gegengewicht einer durch Sitte und Gesellschaft geschützten Tugend - was eine Generation vorher noch im Zwielficht des illusionären schönen Scheins sich verbarg.

In der Leipziger grossen Welt wurde freilich auf Rokokoweise nicht nur gedichtet, sondern auch gelebt. Goethe war Könner und Kenner genug, um in beidem zu brillieren.

Er widmete die in dem Heft "Annette" zusammengefassten Lieder Käthchen, die er in der Widmungsstrophe "Gottheit, Muse, Freund und alles" nennt, ein überschwänglicher Herzenslaut, der in die unpersönliche Spielwelt dieser Poesie nicht hineinpasst. Tatsächlich wird in den Annette-Liedern von Käthchen und von Goethes

Liebe zu ihr wenig oder nichts sichtbar. Anstattdessen werden erotische Themen vorgeführt, erotische Situationen entwickelt, erotische Lehrsätze und Pointen mit vernunftgezügelter Lüsterheit und aus der beständigen Spannung von Vernunft (Tugend) und Sinnlichkeit heraus demonstriert. Nicht aus diesem gar schmalen Heftchen mit seinen oft spürbar als Talentprobe hergestellten Versen geht Goethes wahrer Zustand hervor, nämlich der wachsende innere Zwist, der Zweifel, ja die Verzweiflung, in die er hineingeriet, je erfolgreicher er als Mensch und Poet den Rokokostil zu leben und zu dichten versuchte. Ein Zwiespalt, der sich nährt aus dem Drang nach Unmittelbarkeit und leidenschaftlicher Hingabe des Herzens und der Nötigung zu dem erotischen Gesellschaftsspiel, das den Ernst und die Leidenschaft und das Herz gerade als stilwidrig und unfein ausschliesst, wie es das Fragment des "Lügner" bereits gekennzeichnet hatte. Nicht vorerst in seinen lyrischen Übungen, die mit der "grossen Confession" noch nichts zu tun haben, sondern in dem g e l i e b t e n Verhältnis zu den beiden ihm am nächsten stehenden Menschen, zu Käthchen und Behrisch, wird dieser Zwiespalt deutlich.

Das Verhältnis zu Käthchen nahm sehr bald den Charakter einer beständig wachsenden Spannung, einer quälenden und schliesslich fast zerrüttenden Folge von Eifersucht, Misstrauen, stürmischer Versöhnung, inniger Übereinstimmung und aus dem Nichts wieder aufflammenden Argwohns an. Noch in Dichtung und Wahrheit hat Goethe dieses absonderliche, quälerische Auf und Ab bei der Erinnerung an Käthchen vornehmlich im Gedächtnis. Er schreibt, wie er von "jener bösen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen... Durch ungegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich mir und ihr die schönsten Tage. Sie ertrug es eine Zeit lang mit erstaunlicher Gedult, die ich grausam genug war, aufs äusserste zu treiben..." u.s.f.

Das Unselige dieser Beziehung aber lag nicht eigentlich in Goethes Natur oder Absicht. Er war kein "Zerrissener" im Sinne der späteren romantischen Romanhelden, geschweige ein Musterfall Strindbergscher Geschlechterpsychologie. Was er bei Käthchen fand, war ein harmlos-unbefangenes, gutartigeres Liebesverhältnis - mit Bänder- und Pfänderspielen, mit gemeinsamen Aufführungen

und gemeinsamem Besuch der Komödie, mit süßen Stunden unbewachter, halb gewährter, halb geraubter Zärtlichkeit, wobei das Bewusstsein des unvermeidlich Transitorischen dieser Verbindung beide, vor allem das Mädchen, nie verliess und ihr die Innehaltung der durch die Reflexion auf die Tugend, auf die Gesellschaft, auf die Zukunft gezogenen Schranken erleichterte.

Goethe hatte sich zu seinem Mädchen kein "Fräulein", sondern ein einfaches, bürgerliches Kind gesucht, und so war es auch zum allerwenigsten die Hebung seines gesellschaftlichen Dekors, was er von ihr erwartete. Wenn er seine Verbindung mit ihr zunächst nach aussen hin verbarg, dann gewiss nicht deshalb, weil er sich ihrer schämte, sondern weil er, unrokokohaft genug, das Glück, ihre Neigung zu besitzen, allein für sich bewahren wollte. Was er bei ihr suchte, war - unbewusst- eigentlich das, was ihm Leipzig versagte: die Ganzheit, die Unmittelbarkeit des Lebens, das Alles oder Nichts der Leidenschaft, das Elementare und Ausschliessliche eines im Nehmen unbegrenzten, im Geben sich ganz verschwendenden Herzens. Alles das, dem sein dunkel sich fühlendes Herz nach dem Verlust Gretchens auf den schweifenden Wanderungen um Frankfurt in "unbestimmten und riesenhaften Gefühlen" entgegenschlug.

Statt dessen aber fand er sich verstrickt in den modischen Unernst und die Spielregeln der schäferlichen Erotik des Rokoko, in das absichtsvolle Halb und Halb von Gewähren und Versagen, in das virtuos zu betreibende Kriegsspiel zwischen halber Liebe, halber Moral, halber Berechnung und halber Verführung, zwischen dem Schein der Untreue, gespielter Eifersucht und bequem nachsichtiger Versöhnung. Ja, er beherrschte selber dieses Spiel mit aller gebotenen Kennerschaft. Und es war gewiss nicht die Schuld des gutartigen, ob seiner Laune und Masslosigkeit ratlosen und bekümmerten Mädchens, wenn sein ruheloses, nach **W i r k l i c h k e i t** dürstendes Herz immer wieder aus der Rolle fiel, aus dem Spiel Ernst machte, ein Nichts zum Anlass heftigster Erschütterungen werden liess und unvermittelt heftig Ausschliesslichkeit und Unbedingtheit von ihr forderte, für die es doch in der Umwelt kein Beispiel und in der Art seiner Beziehung zu ihr keine rechte Begründung gab. Oder aber, wenn die Eifersucht, die, herausgefordert von dem Mädchen oder fingiert von dem Liebhaber, durchaus in die geltenden Spielregeln gehörte, bei Goethe plötzlich einen schrillen und leidenschaftlich-ernsthaften Ton erhielt, wobei es ihm plötzlich um Sein oder

Nichtsein ging und Käthchen überhaupt nichts mehr verstand und nur noch weinen konnte.

Aus diesem quälerischen und selbstquälerischen Hin und Her erwuchs das kleine Spiel von zu grosser Eifersucht und ihrer Heilung, das Goethe "Die Laune des Verliebten" genannt hat. Die Übertragung seiner eigenen, ihm selber in ihren letzten Gründen unbekannt bleibenden Erfahrung in die Motiv-, Formen- und Sprachwelt des Rokoko löschte nicht nur alles Persönliche und Private aus, sondern verdeckte geradezu den realen, individuellen Vorgang, indem sie ihn gesellschaftlich verflachte und verharmloste.

Das Spiel zeigt zwei Liebespaare. Eins ist verständig und glücklich. Weshalb? Es hat die goldene Mittelstrasse zwischen Treue und Untreue, Vertrauen und Eifersucht, Freiheit und Bindung gefunden. Eine sehr wielandische, kompromisshafte Mittelstrasse: keines knüpft sich allzu ausschliesslich und leidenschaftlich an den anderen; keines verlangt den anderen ausnahmslos für sich; keines zählt dem anderen gelegentliche mit einem Dritten gewechselte freundliche Reden, Blicke, Küsse nach. Infolge dieser einsichtigen und toleranten Relativierung der Ansprüche bleibt beider Verhältnis angenehm, heiter, unbelastet. Eine Art Ausbalancierung, die nicht als sittlich-persönliche Frucht aus der individuellen Art und Gemeinschaft der beiden Liebenden erwächst, sondern einfach ein Resultat verständiger Überlegung, erprobter Erfahrung innerhalb der Gesellschaft ist. Und diesem Liebespaar also, das leicht, heiter, nachsichtig und ungezwungen mit einander umgeht, dieser "glücklichen" Lösung der erotischen Grundaufgabe, steht eine unglückliche und falsche gegen über.

Weshalb ist das zweite Paar unglücklich? Beide lieben sich masslos und daher unverständig (von der Gesellschaft her also unfein, ja unsittlich). Er lässt sie keinen Moment aus dem Auge, tyrannisiert sie, seine Liebe schlägt alle Augenblicke aus lächerlichen Gründen in Eifersucht um, seine nur sie umkreisende Phantasie ist ständig bereit, den geringsten Anlass zu ergreifen, um groteske Befürchtungen daraus abzuleiten. Sie wiederum liebt ihn zu sehr, als dass sie nicht, allzu nachgiebig, ihn in diesen Fehlern bestärkte, statt sich von den unbegründeten Quälereien dadurch zu befreien, dass sie ihm den Kopf zurechtsetzt und ihn im buchstäblichen Sinne "zur Vernunft bringt".

Dabei verschwindet innerhalb der Kategorien des schäferlichen Rokospieles natürlich völlig, dass hinter der masslosen, unvernünftigen, die Geliebte und sich selber quälenden Eifersucht bei Goethe ja etwas ganz anderes, Mächtiges und Berechtigtes steht: der Wille zum ganzen und leidenschaftlichen Dasein, zur Unmittelbarkeit des alles gebenden, alles fordernden Herzens. Eingesperrt in die unsichtbaren Wände einer späten, künstlichen, reflexionsgebrochenen Gesellschaftskultur, sich einordnend in die Spielregeln der zwischen Vernunft, Sinnlichkeit und Sitte graziös manövrierenden Rokokoerotik, verbiegt sich der echte Drang nach Ganzheit und Unmittelbarkeit in Goethes Verhältnis zu Käthchen in das krankhafte Hin und Her von Eifersucht und Versöhnung, von Empfindlichkeit und Überschwang. Im Raum des S c h ä f e rspiels vollends konnte ein solches Verhalten des Liebhabers nur noch als töricht, undiszipliniert, unkultiviert und unsittlich erscheinen.

Denn das Schäferspiel stellt den Rahmen für die "reine", die ideale und von der Wirklichkeit nicht verletzte erotische Kultur des Rokoko. Sorge und Beruf, Not und Bedürfnis, Alter und Tod -, alles Elementare der Leidenschaft und des Verhängnisses, all das ist im Schäferspiel ausgeschaltet. Aus seiner arkadischen Landschaft, in der der Frühling nicht aufhört zu blühen, ist alles Drohende und jeder Ernst des Wirklichen entfernt. In lieblicher Park- und Hügellandschaft, in der sich Natur und Kunst gefällig die Hand reichen, wandeln und sitzen junge Menschen- auch im Lebensalter herrscht der Frühling allein - die aus allen Bezügen ihrer realen Existenz gelöst sind und für die es schlechterdings keinen anderen Lebensinhalt gibt als die Liebe. Die Liebe eben als jenes unermüdliche nuancenreiche Spiel zwischen der (ebenfalls nicht elementaren, sondern verfeinerten, empfindsamen) Sinnlichkeit und der "Tugend" oder der Vernunft. Der praktischen Möglichkeiten gibt es dabei entsprechend den im Leben möglichen Situationen unzählige; g r u n d s ä t z l i c h aber bleiben Aufgabe wie Lösung immer die gleichen.

In unserem Fall: die verständige Liebhaberin des einen Paares kuriert den allzu unverständigen und sich unmöglich benehmenden Liebhaber des anderen damit, dass sie listig die Sinnlichkeit des allzu Eifersüchtigen auf die Probe stellt; der von ihr geschickt und stufenweis Entflammte lässt sich zu einem - Kuss hinreißen, womit ihm denn alle Argumente bei weit harmloseren Gelegenheiten der Geliebten gegenüber aus der Hand genommen sind. Gleichzeitig

erkennt er, wie wenig dieser Vorfall seiner Liebe geschadet hat. Er ist "zur Vernunft" gekommen. Ein Rezept, das so oder ähnlich in vielen kleineren und grösseren Dichtungen Wielands immer wiederkehrt. Die heitere, freie, ausbalancierte, humane Haltung ist damit hergestellt. Das Zuviel an Liebe bei dem launischen Verliebten ist auf das schickliche und vernünftige Mass reduziert.

Es ist klar, dass das heftige Ungenügen Goethes in der Leipziger Wirklichkeit und vollends im Schäferspiel nur als Unart, als etwas der Heilung bedürftiges, aber auch fähiges erscheinen konnte. Ein Blick voraus auf Werther, Egmont, Tasso zeigt, wie aus solcher Krankheit dann die eigentliche Gesundheit, aus solcher Störung der schäferlich-rokokohaften Humanität die eigentliche glühende Verwirklichung des Menschen wird. Wenn auch dabei im Werther wie im Egmont wie im Tasso der Optimismus graziöser Ausbalancierbarkeit aller Spannungen sich auflöst. Was aber in dem frühmozartisch heiteren und vernunftvollen Spiel von der Laune des Verliebten soeben noch als Schwäche, sei es der Vernunft oder der gesellschaftlichen Moral erschien, das tritt in seinem wahren Wesen, ungestüm und unvorbereitet in einem anderen Dokument hervor, das wie ein Blitz in die Tiefe des eigentlich Goetheschen Wesens hinableuchtet. Es ist jener berühmte Brief an Behrisch, den Freund, der unmittelbar neben die "Laune des Verliebten" gestellt zu werden verdient, weil, was sich hier als eifersüchtige Laune zeigt, dort als der leidenschaftliche Lebensvorgang des Genius, unterdrückt und doch bereits ununterdrückbar, sich einen geradezu vulkanischen Ausdruck schafft.

Der Brief an Behrisch vom 10.-14. Nov. 1767, also im beginnenden dritten Jahre seines Leipziger Aufenthalts, ist eines der unmittelbarsten Zeugnisse, vielleicht das wichtigste, das uns die Leipziger Zeit überhaupt hinterlassen hat. Gerade weil kein Zweifel ist, dass Goethe hier einen Zustand oder Vorgang beschreibt, der nichts Einmaliges oder auch nur Seltenes bei ihm war. Angesichts dieser Bedeutung des Briefes und seiner nicht immer leichten Zugänglichkeit sei wenigstens ein Teil wiedergegeben, über das Übrige kurz berichtet.

Dienstags d. 10. Octb. (tatsächl: November 67)

Abends um 7 Uhr.

"Ha Behrisch, das ist einer von den Augenblicken!

Du bist weg, und das Papier ist nur eine kalte Zuflucht gegen Deine

Arme. O Gott, Gott. - Lass mich nur erst wieder zu mir kommen. Behrisch, verflucht sei die Liebe. O sähst Du mich, sähst Du den Elenden, wie er rast, der nicht weiss, gegen wen er rasen soll, Du würdest jammern. Freund, Freund! Warum hab ich nur Einen?

um 8 Uhr.

Mein Blut läuft stiller, ich werde ruhiger mit Dir reden können. Ob vernünftig? Nein, nicht vernünftig. Wie könnte ein Toller vernünftig reden. Das bin ich. Ketten an diese Hände, da wüsst ich doch, worein ich beissen sollte. Du hast viel mit mir ausgestanden, stehe noch das aus. Das Geschwätze, und wenn Dirs Angst wird, dann bete, ich will Amen sagen, selbst kann ich nicht beten. Meine - ha! Siehst Du! Die ists schon wieder. Könnte ich nur zu einer Ordnung kommen, oder käme Ordnung zu mir. Lieber, Lieber.

Horn war da, ich hatte ihn herbestellt, mir etwas vorzulesen, ich hab ihn abweisen lassen, er glaubt, ich liege im Bette. Der muss nicht nicht stören, wenn ich mit Dir rede. Er ist ein guter Junge, aber wenn es aufs Stören ankommt, da ist er ein Meister drinnen. - Tausend Sachen und nicht die rechte. O Behrisch. Mein Kopf.

Ich habe mir eine Feder geschnitten, um mich zu erholen. Lass sehen, wie wir fortkommen. Meine Geliebte! Ach, sie wirts ewig sein. Nicht, Behrisch, in dem Augenblicke, da sie mich rasend macht, fühl ichs. Gott, Gott, warum muss ich sie so lieben. Noch einmal angefangen. Annette macht - nein, nicht macht. Stille, ich will Dir alles in Ordnung erzählen..."

Goethe berichtet, am Sonntag Nachmittag habe er Käthchen nicht zu Haus getroffen. Sie war zu Obermanns gegangen, wohin er ihr so ohne weiteres nicht folgen konnte. Er begab sich zu Breitkopfs und erwirkte bei der Tochter mit einiger Mühe ein Briefchen, das er dem Frh. Obermann überbringen sollte. Der Inhalt machte - wider die Abrede - deutlich, dass es Goethe nur darum zu tun war, bei Käthchen zu sein. Sie erwies sich aber dort und am ganzen folgenden Tage nach Goethes Meinung ostentativ als kaltsinnig.

"Diese Aufführung... verursachte mir solches Ärgernis, dass ich Montag Abends in ein Fieber verfiel, das mich diese Nacht mit Frost und Hitze entsetzlich peinigte, und diesen ganzen Tag zu Hause bleiben hiess - Nun, o Behrisch, verlange nicht, dass ich es mit kaltem Blut erzähle. Gott! -

Diesen Abend schicke ich hinunter, um mir etwas holen zu lassen. Meine Magd kommt und bringt mir die Nachricht, dass sie mit ihrer Mutter in der Komödie sei. Eben hatte das Fieber mich mit seinem Froste geschüttelt, und bei dieser Nachricht wird mein ganzes Blut zu Feuer! Ha! In der Komödie! Zu der Zeit, da sie weiss, dass ihr Geliebter krank ist. Gott! Das war arg; aber ich verziehs ihr. Ich wusste nicht, welches Stück es war. Wie? sollte sie mit d e n e n in der Komödie sein? Mit d e n e n ? Das schüttelte mich! Ich musst es wissen. Ich kleid mich an und renn wie ein Toller in die Komödie. Ich nehme ein Billiet auf die Galerie. Ich bin oben. Ha! ein neuer Streich! Meine Augen sind schwach und reichen nicht in die Logen. Ich dachte rasend zu werden, wollte nach Hause laufen, ein Glas zu holen. Ein schlechter Kerl, der neben mir stand, reisst mich aus der Verwirrung, ich sah, dass er zwei hatte, ich bat ihn auf das Höflichste, mir eins zu borgen, er tats. Ich sah hinunter und fand ihre Loge - O Behrisch!-" (Er entdeckt in ihrer Nähe einen Herrn in "einer sehr zärtlichen Stellung.)" "Ha! denke mich! auf der Galerie! mit einem Fernglas-, das sehend! Verflucht! O Behrisch, ich dachte, mein Kopf spränge mir vor Wut." (Bei längerem Zusehen glaubt er, ohne sich zu trauen, zu bemerken, dass sie ihren Begleiter völlig gleichgültig und abweisend behandelt.) "Auf einmal fasste mich das Fieber mit seiner ganzen Stärke, und ich dachte in dem Augenblicke zu sterben; ich gab mein Glas an meinen Nachbar und lief, ging nicht, aus dem Hause und bin seit zwei Stunden bei Dir. Kennst Du einen unglücklicheren Menschen, bei solchem Vermögen, bei solchen Aussichten, bei solchen Vorzügen als mich, so nenne ihn mir und ich will schweigen. Ich habe den ganzen Abend vergebens zu weinen gesucht, meine Zähne schlagen an einander, und wenn man knirscht, kann man nicht weinen.

Wieder eine neue Feder. Wieder einige Augenblicke Ruh. O mein Freund. Schon das dritte Blatt. Ich könnte Dir tausend schreiben, ohne müde zu werden. Ohne fertig zu werden. Welcher Elende hat sich je satt geklagt?

Aber ich liebe sie. Ich glaube, ich tränke Gift von ihrer Hand. Verzeih mir, Freund. Ich schreib wahrlich im Fieber, wahrlich im Paroxysmus. Doch lass mich schreiben. Besser, ich lasse hier meine Wut aus, als dass ich mich mit dem Kopf wider die Wand renne..."

Die Wiedergabe sei hier abgebrochen. Schon das Gebrachte wird bewiesen haben, dass hier etwas anderes und etwas Tieferes vorgeht

als in dem launischen Verliebten des Schäferspiels. Dieser Brief, geschrieben vor Herders Reisejournal und bevor die ersten Fanfaren der Klinger und Leisewitz ertönten, war tatsächlich das erste flammende Vorzeichen der Geniezeit, der deutschen Bewegung des Sturm und Drang, - der nächtliche Fiebertraum eines gefangenen Riesen, der nicht weiss, dass er es ist. Hier steht, scheinbar urplötzlich und ohne alle Vorbereitung, der junge Goethe vor uns, und für einen Augenblick sehen wir den Weg, der zum Werther, zum Egmont, zum Urfaust, zum Tasso führen wird. Dieser Brief ist das erste, unwidersprechliche Zeugnis des Genies. Nicht weil er als Brief genial ist, sondern weil das Leben, das sich in ihm einen unmittelbaren Ausdruck schafft, sich als ein leidenschaftliches und dämonisches in fast nackter Ursprünglichkeit enthüllt. Versunken ist mit einem Schlage die Welt des Rokoko, so gegenwärtig ihre Attribute: Komödie auf der Bühne, Komödienspiel mit einander, geblieben sind. Im Grunde geht es ja gar nicht mehr um das Rokoko-Käthchen, von so unberechenbarer Wirkung eine leichte Bewegung, ein Lächeln oder Nichtlächeln auf den Liebhaber sein mögen. Im Grunde gibt es hier nur noch eine einzige, allgewaltige Macht: das Herz, das unbedingte, glühende, in sich selber gefangene. Es empört sich. Es will sich befreien. Was bedeutet demgegenüber der Anlass dieses Vorgangs, die tatsächliche oder vermeintliche kühlere Nuance in Käthchens Verhalten! Der künstliche Zaun um den Ziergarten des Rokoko, der vortäuscht, dass dieser Ziergarten die Welt sei, stürzt ein, und die Woge des Gefühls, der Leidenschaft, der Phantasie überflutet die Wirklichkeit, wandelt sie um, erschafft sie neu und sich gemäss, und vernimmt nichts als die eigene brausende Melodie.

Und das geschieht nicht als ein Literaturprogramm, das sich mit Neuerungsstolz vor der Öffentlichkeit vorträgt, auch nicht als Poesie, denn die lag gefesselt von den Rosenbändern des Rokoko, sondern als ein jäh hervorbrechender verschwiegener Privatbrief - weil Goethe schon hier sagen muss, was er leidet, um es ertragen zu können. Was hat diese Erschütterung noch mit diesem Käthchen, als der Wirklichkeit, auf die sie sich doch bezieht, zu tun? Es ist das Herz, der schaffende, poetische, leidenschaftliche Eros, der sich das Bild dichtet, das ihn, beseligt oder verzweifelt, leben lässt. Woran geht Goethe hier fast zugrunde? An einem unbedeutenden, verliebten Missverständnis, einem Nichts, von aussen gesehen. Und von innen gesehen an

der Unendlichkeit des Gefühls, das in weltloser Leidenschaft über die Wirklichkeit hinweggreift und nur noch eine einzige Ordnung anerkennt: die eigene, die des Herzens. Das für den jungen Goethe, wie er sich hier zum ersten Mal ankündigt, bezeichnende Missverhältnis tritt hervor; zwischen dem Herzen, dem Ich - und der Welt; zwischen dem Genie und der Wirklichkeit; zwischen dem Dichter und der tatsächlichen menschlichen Gesellschaft.

Denn darauf kommt freilich für das Verständnis alles an, dass im Vorgang, der diesem Brief zugrunde liegt, *Dichtung* im ursprünglichen Sinne und *Leben* zu einer unlöslichen, Einheit schaffenden, sich *seine Welt schaffenden* Existenz des Genies wird. Dies Dichten wird zuerst und vor allem *gelebt*; das Gedicht ist nur Abglanz, Spiegelung, Konfession. Das Genie aber kann nicht anders, es muss seine Existenz und seine Erfahrung so umdichten, muss, was es anrührt von der bedingten, gebrechlichen, ins Endliche der Sitte, der Klugheit, der Konvention gefesselten Welt, sich anverwandeln und hineinziehen in ein unbedingtes, göttliches Reich des Herzens. So erscheint das Genie als unheilbar Verzauberter im Werther - oder als ein mit königlicher Sicherheit unverwirrbar sich treu Bleibender bis zum Abgrund, wie Egmont - oder als reiner, hilfloser Tor, himmlischer wie kindischer Art zugleich, wie im Tasso. Zwischen der weltlosen Leidenschaft des Genies, das sich *seine*, ihm gemässe Welt in jedem Augenblick erschafft, das anders als so beständig schaffend gar nicht sein kann, und der Wirklichkeit, die durch Sitte und Zweck, Gesellschaft und Tradition allenthalben bedingt und eingeschränkt ist, gibt es keinen Übergang und keinen Ausgleich, nur ein tragisches Entweder-Oder, wie in Sesenheim und in Wetzlar, wie beim Egmont und beim Tasso.

Wir greifen weit voraus. Aber nur von der künftigen Entwicklung Goethes her gewinnt der Brief seinen wahren Horizont. Für sich allein wäre er, -so mächtig er auch für sich selber zeugt, -gegen die Missdeutung, als bilde er eine überreizte, krankhafte Sondererscheinung, nicht genügend geschützt.

Den Leipzigern freilich und wohl sogar ihm selber musste dieser erste Naturlaut des Genies toll und krankhaft erscheinen. Uns aber macht er den zerrüttenden Widerspruch offenbar, in dem Goethe, mit seinem eigenen Wesen noch unbekannt, in Leipzig lebte. Wie denn der Brief auch mehr ein wildes Aufbegehren als eine Befreiung darstellt. Er führt weder im Anlass noch der schliesslichen Auflö-

sung, der Wiederversöhnung mit Käthchen, aus den Bezirken des Rokoko heraus, das ja nicht nur u m Goethe, sondern auch in ihm mächtig war und zu dem er sich mit heissem Bemühen heranbildete.

Der Brief ist gerichtet an den Einzigen, dem Goethe eine derart tumultuarische Selbstenthüllung zur Not zumuten konnte, weil er die Grenze, den Schein des Rokoko zwar durchschaute, aber freilich selber nicht weiter fand als bis zur Skepsis und Desillusioniertheit, einer Haltung, der auch Goethe immer mehr zutrieb und die als blosse Entlarvung des Scheins nicht viel weiter führte als die Befangenheit im Schein, ja das Negative noch steigerte, das seine Existenz untergrub. Der Brief ist gerichtet an Behrisch.

Wer war Behrisch? Er lebte als "Hofmeister" und Erzieher eines jungen sächsischen Grafen in Leipzig, war 11 Jahre älter als Goethe, der ihn beim Mittagstisch im Schönkopfschen Hause kennen lernte. Er wurde bald sein einflussreichster Freund.

Auf den ersten Blick ein sonderbares Paar: Goethe, der mit dem Leben gewissermassen noch nicht begonnen hat. Behrisch, der, noch nicht 30 Jahr alt, mit sich und der Welt ziemlich fertig scheint. Desillusionierten, spöttischen Blicks sah er auf die Komödie, die die Leipziger Rokokogesellschaft mit sich selber und vor sich selber spielte. Er hatte genügend hinter die Kulissen geschaut und machte sich nun ein Gewerbe daraus, als eine Art mephistophelischer Souffleur durch zynische und entlarvende Zwischenrufe die Komödianten zu verwirren und unsicher zu machen. In Goethes eingehendem Bericht über ihn in Dichtung und Wahrheit heisst es: "(er) verminderte gar sehr die Achtung, welche ich für meine gegenwärtigen Mitbürger hegte," und "zerstörte noch den wenigen Glauben, den ich an gleichzeitige Schriftsteller bei mir hegte, durch lieblose Bemerkungen, die er über die Schriften und Gedichte dieses und jenes mit Witz und Laune vorzubringen wusste." Aber gerade der überlegene und skeptische Spott, mit dem Behrisch das Unzulängliche in Leben und Poesie des Rokoko blosstellte, - ohne freilich selber theoretisch oder praktisch darüber hinauszukommen, - gerade dieses Vernichtigen alles dessen, dem Goethe ja mit seiner Tagessseite selber nacheiferte, gerade das zog ihn an wie heilkräftiges Gift.

Was ihn schon ein halbes Jahr nach seiner Ankunft in einem Brief an Riese ausrufen liess: einsam, einsam, ganz einsam, -was unterirdisch seine Rokokoliebe zu Käthchen störte und bedrohte, das

innere Ungenügen eines nach Unmittelbarkeit und Natur dürstenden genialischen Herzens, das, dumpf und mit sich selber noch nicht bekannt, sich immer neu in die Spätformen einer ermattenden Kultur verstrickt findet, - das ist es, was ihn zu Behrisch flüchten liess. Sein Herz wittert Natur, Freiheit, Echtheit bei ihm, so sehr Behrisch sich auch darin erschöpfte, das Unnatürliche und Unechte zu verhöhnen und so wenig er weiterfand als bis zu einer skurrilen und snobistischen Überspitzung modischer Allüren.

Goethe, der elegante, etwas zu elegante Routinier der Leipziger Promenaden und Salons, der Dichter der Tändeleien um Annette, - und Goethe, der den täglichen Umgang mit Behrisch, den Kritiker und Entlarver dieser Welt, nicht entbehren kann, beides gehört so zusammen wie die "Laune des Verliebten" und der soeben erörterte Brief, und beides zeigt nur von neuem den inneren Widerspruch in seiner Leipziger Existenz, der ihn verzehrte und seine Kraft erschöpfte.

Unter seinen akademischen Lehrern, die er völlig vernachlässigt hatte, besass Goethe begreiflicherweise nicht viele Freunde. Gelegentliche Scherz- und Spottreden trugen ihm Feindschaft und bösen Leumund ein. Der gräfliche Brotgeber Behrischs hörte, dass der Hofmeister seines Sohnes mit diesem bedenklichen Studiosus umgehe, ferner kam ihm zu Ohren, Behrisch sei in seiner Neigung zum schönen Geschlecht nicht übermässig wählerisch und nähme zu Unterhaltungen mit Mädchen, von denen Goethe versichert, sie seien besser als ihr Ruf, gelegentlich auch seinen Zögling mit. Darauf wurde er von seinem Grafen entlassen, fand aber alsbald am Hof von Anhalt-Dessau eine neue, noch vorteilhaftere Anstellung.

Für Goethe war es schmerzlich, den Freund zu verlieren. Er sandte ihm drei Oden nach, in denen das Vorbild Ramlers und wohl auch Klopstocks nachgeahmt wird. Klopstocks Gedichte waren zwar noch nicht gesammelt erschienen, liefen aber in zahlreichen einzelnen Drucken und Abschriften um und waren zweifellos auch Goethe schon zu Gesicht gekommen. Er bewies, das er auch die schwere, gestaute, dunkle, hartgefügte Form der Ode, nicht nur das tändelnde, leichtfüssige Lied beherrschte. Zugleich wird sichtbar, was er an Behrisch besass und mit ihm verlor: den letzten Rückhalt gegen die ihn übermächtig und ausnahmslos umgebende Welt des Rokoko. Ihr sieht er sich nun- und gewiss nicht nur äusserlich- ausgeliefert. Ihr glaubt er den Freund entflohen. Gerade weil er fühlt, wie er in ihr

innerlich verdorrt, wie sich der dumpfe Drang, den er in sich spürt, unerlöst gegen sich selber kehrt, und gerade weil er bei alledem nicht weiss, w o h i n er soll, um seine Freiheit zu finden, denn "Leipzig", das war ja nur ein verdichtender Begriff für die Bildungsform, die allenthalben herrschte und neben der es nichts anderes gab, - gerade darum wirkt der dumpfe Aufschrei dieser Oden so erschütternd:

"Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner! er jammert mich.
Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm.
Noch hat seiner Natur Kraft
Der Erde aussaugendem Geiz
Der Luft verderbende Fäulnis
Ein Gegengift, widerstanden.

.....
Aber sieh der Herbst kömmt,
Da geht die Raupe,
Klagt der lästigen Spinne
Des Baums Unverwelklichkeit."

und diese kommt, die "vielkünstliche",

"Überzieht mit grauem Ekel
Die Silberblätter."

Es ist die Jugend Goethes, die hier im Spiegel der welkenden Zeit voll Grauen ihr eigenes Geschick erblickt, fertig zu sein und ohne Zukunft, bevor sie überhaupt begonnen hatte.

"Tote Stümpfe,
Dampfende Oktobernebel,
Verweben ihre Ausflüsse
Hier unzertrennlich."

"Ehrlicher Mann
Fliehe dieses Land!"

so beginnt und so schliesst die 2. Ode. Aber wo hört "dieses Land" auf? Gehört ihm nicht alles, gehört er nicht selbst ihm an? Und so bleibt, scheint es, nichts als die Warnung, mit der die 3. Ode beginnt und um die Raabe später eine seiner eigensten Geschichten herumerzählt hat:

"Sei gefühllos!
Ein leichtbeweglich Herz

Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde."

Wieder erscheinen Gefühl und Herz als die Mächte, die eigentlich keinen Ort haben im unpersönlichen, kühlen, berechneten Daseinspiel der Gesellschaft. Sie können sich in dieser Welt nur als ungemässigte, ungezogene, krankhafte Störung der Form und der Vernunft äussern, als etwas Quälendes und nie Befriedigtes für den, der sie besitzt, wie für den, der damit in Berührung kommt. Also: "Sei gefühllos!"

Der Schluss der 3. Ode aber nimmt den Gedanken wieder auf, dass der Freund sich aus Verstrickung und Zwang in die Freiheit gerettet habe.

"Gerne verliesest Du
Dieses verhasste Land,
Hielte Dich nicht Freundschaft
Mit Blumenketten an mir.
Zerreiss sie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangenen
Der fliehen kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit,
Ist ihm Freiheit
Im Kerker."

"Du gehst, ich bleibe."

und nun strömt etwas von dem gestauten Drang seiner ungestillten Seele nach Freiheit und Selbstverwirklichung in den Schluss der Ode und wendet sie in ungestüme Erwartung der Zukunft entgegen:

"Aber schon drehen
Des letzten Jahr Flügelspeichen
Sich um die rauchende Achse.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rades,
Segne den letzten,
Da springen die Riegel, frei bin ich wie Du."

Diese Befreiungstunde kam. Freilich unter anderen Begleitumständen und mit anderen Folgen als Goethe ahnte. Die Zeugnisse aus

der letzten Leipziger Zeit werden immer spärlicher. Auch der zwölf-tägige Aufenthalt in Dresden, von dem Goethe in Dichtung und Wahrheit ausführlich erzählt, - er galt vor allem der Gemäldegalerie, zumal den dort befindlichen Niederländern, während die Antiken, trotz Öser, noch unbeachtet blieben - findet in den erhaltenen Briefen nur flüchtige Erwähnung.

Im Frühjahr 1768 beschliessen die Liebenden, sich freizugeben und ihre Liebe in Freundschaft zu wandeln. In dem Bericht darüber an Behrisch spiegelt sich die Ratlosigkeit und Verwirrung, in der Goethe sich befindet. Es heisst darin: "... dass ich Dir alles erzählen könnte! Ich kann nicht, es würde mich zu viel kosten. Genug sei dies, Nette, ich, wir haben uns getrennt, wir sind glücklich. Es war nun Arbeit, aber nun sitz ich, ein Herkules, der alles getan hat und betrachte die glorreiche Beute umher... Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf. Doch nicht ich. Ich liebe sie noch, so sehr, Gott, so sehr. - o dass Du hier wärst, dass Du mich trösten, dass Du mich lieben könntest.."

Der Entschluss kostete Goethe nahezu den Rest seiner aufgezehrten Kraft. Und hinterher hatte sich in seiner heillosen inneren Lage eigentlich nichts verändert. Der zerrüttende Zwiespalt von Sein und Schein war geblieben und das Verhältnis zu Käthchen eher noch quälender geworden. Die gleichsam eingespernte Leidenschaft in wohltemperierte Freundschaft zu verwandeln, das lag nicht in der Macht eines Entschlusses. Als Goethe Leipzig verliess, ging der Abschied vom Hause Schönkopf über seine Kraft. "In der Nachbarschaft war ich, ich war schon unten an der Türe, ich sah die Laterne brennen und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht, hinaufzusteigen. Zum letzten Mal, wie wäre ich wieder herunter gekommen."

Goethes innere und äussere Widerstandskraft war nach der mit höchster Anstrengung aufgebrachten Umwandlung seines Verhältnisses zu Käthchen, dem dann in diesem Leipziger Klima praktisch ein Nichts an Wirkung und Veränderung entsprach, verzehrt. "Und ich gehe nun täglich mehr bergunter", schliesst der letzte erhaltene Brief aus der Leipziger Zeit, im Mai 68 an Behrisch gerichtet. Ein Blutsturz und dessen Folgen brachten seinen Organismus in die unmittelbare Gefahr der Auflösung, zumal ihm der erschöpfte Lebenswille kaum mehr zu Hilfe kam. Dieser heftigen und gefährlichen Erschütterung folgte eine nicht minder schwere schleichende und

zehrende mehr als einjährige Krankheit, die sich die Ärzte nicht erklären konnten und die sich allein aus der völligen Verzehrung seiner Kräfte, dem schlechthinnigen am Endesein der Seele begreifen lässt. Man kann sich keinen anderen Ausweg vorstellen: Ein Jüngling, versetzt in ein Klima, in Lebensformen, die seinem innersten Wesensgesetz widersprechen, denen er sich dennoch verbunden fühlt, weil er in ihnen aufwuchs, weil er ihnen, einem schwächeren, aber ihm allein bewussten Teil seines Wesens nach, wirklich angehört, weil es andere Möglichkeiten für ihn überhaupt nicht gibt. So lebt er sich ein, bringt es fast zu Vollendung, - während aber alle anderen von der Luft, die sie umgibt, leben zehrt dieses die anderen Erhaltende gerade seine Kräfte auf. Je vollkommener er sich dieser Welt einfügt, umso heilloser wird sein Inneres vergiftet. Wo aber dies Innere sich hervorwagt und Sprache, Gefühl, Handlung wird, da stört und trübt es die gesellschaftliche Welt und ihre Formen, da wirkt es undiszipliniert, unvernünftig und blamiert sich. Eine von ihm selber nie wirklich begriffene, ungelöste Spannung, die aber nicht produktiv, sondern destruktiv wirken musste. Eine Existenz, die den Stoff für eine tragische Dichtungs gäbe.

Wochenlang stand Goethe nach dem physischen Zusammenbruch in Leipzig am Rande des Grabes. Erschöpfter Seele, zerrütteten Körpers, wirklich ein verlorener Sohn, kehrt er Anfang September 1768 ohne Ergebnis und Frucht des Studiums in sein Elternhaus zurück. Bis in den Grund ermattet, voll dumpfer und müder Ratlosigkeit über ein Geschick, an dem er sich nicht schuldig, sondern als dessen Opfer er sich unbegreiflicher Weise empfand. Die häuslichen Verhältnisse, in die er zurückkehrte, waren wenig geeignet, ihn wieder mit der Welt zu versöhnen. Der Vater liess seine verständliche Enttäuschung über die ergebnislosen Leipziger Lehrjahre angesichts des traurigen Gesundheits- und Gemütszustandes Wolfgangs nur eben nicht laut werden. Cornelia, in der Zwischenzeit der ausschliessliche und unerbittlich folgerecht vorgenommene Gegenstand der väterlichen Bildungslust, war mit dem Vater auf eine unheilbare, die Harmonie der kleinen abgeschlossenen Familie zerstörende Weise zerfallen. "Sie hatte", sagt Goethe, "auf eine Weise, die mir fürchterlich schien, ihre ganze Härte gegen den Vater gewendet", während sie nun ihr ganzes Herz an den heimkehrenden Bruder hing. Dieser freilich lebte, einsamer als je, kranken Herzens und kranken Leibes, bei mehreren gefährlichen Rückfällen fast ein halbes Jahr an sein

Zimmer gefesselt. Scheinbar wandte er seine Zeit planlos an Vieles und Nichts. In Wahrheit war es ein tiefes Lauschen nach innen, ein angestregtes Abwehren der Leipziger Lebens- und Liebesgespenster, die den so jäh in das enge und steife Frankfurterische Zurückversetzten mit doppelter Lockung und doppelter Bitterkeit anfielen. Lesend, dichtend, malend, experimentierend - ein instinktives Ergreifen rettenden Tätigseins - und doch zutiefst eine stille und fromme Passivität und Dämmerung, in der er der Natur und ihrer wunderbaren Heilkraft sich anvertraut. Wer hätte ihr je tiefer vertraut als es Goethe tat - und wen hätte sie je reicher gelohnt?